
Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung (ÖGS Österreichische Gesellschaft für Soziologie – Sektion Ländliche Sozialforschung)

Protokoll der Sitzung vom 18. November 2020

An der **89. Sitzung** der Arbeitsgemeinschaft fand zum ersten Mal als Webinar unter maßgeblicher fachlicher und technischer Unterstützung durch *Karin Schroll, Theresia Oedl-Wieser, Sigrid Egartner, Richard Maria* sowie *Michaela Hager* (alle Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen) statt. Insgesamt hatten sich 230 Personen zu diesem Webinar angemeldet.

Entschuldigt haben sich: Balas, Geisler, Link, Marwieser, Moosbrugger, Paller, Penker, Pevetz, Schwaiger, Wohlmeyer

Der langjährige Vorsitzende **Wieser** der Arbeitsgemeinschaft begrüßt alle Anwesenden recht herzlich und eröffnet die Sitzung.

Im ersten Teil der Veranstaltung berichtet die freiberufliche Organisationsberaterin, Agrarwissenschaftlerin und Fachbuchautorin **Andrea Heisting** gemeinsam mit **Elisabeth Kosnik** vom Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Karl-Franzens-Universität Graz über „*Sorgsame Landwirtschaft – Resiliente Praktiken im ökologischen Landbau*“. *Heisting* studierte Landwirtschaft mit Schwerpunkt Agrarsoziologie und Agrargeschichte an der Universität für Bodenkultur und verfasste ihre Diplomarbeit am Institut für Geschichte der Universität Wien. Seit 2000 arbeitet sie als freie Agrarwissenschaftlerin und Fachbuchautorin. Seit 2019 ist sie als zertifizierte Unternehmensberaterin tätig, sowie als Lebens- und Sozialberaterin und Supervisorin (i.A.u.S.). Sie absolvierte eine Ausbildung in Systemischer Beratung am Ausbildungsinstitut Meilen/Schweiz (2007-2009) und arbeitet eng mit *Bruno Hildenbrand* (em.Prof. der Universität Jena). Gemeinsam mit *Elisabeth Kosnik* arbeitet sie am Forschungsprojekt „*Bio Hoch drei*“ unter der Leitung von *Gabriele Sorgo* und *Helmut Eberhart* am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Universität Graz. *Kosnik* studierte Europäische Ethnologie an der Universität Graz, Social Anthropology an der St. Andrews University +(Schottland) und Cultural Anthropology an der Victoria University of Wellington (Neuseeland), wo sie 2014 promovierte. Ihre Dissertation betrachtet die Organisation WWOOF (World Wide Opportunities on Organic Farms) aus ethnografischer Perspektive. Seit 2014 lehrt sie am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie in Graz zu den Themen Ökonomische und Ökologische Anthropologie.

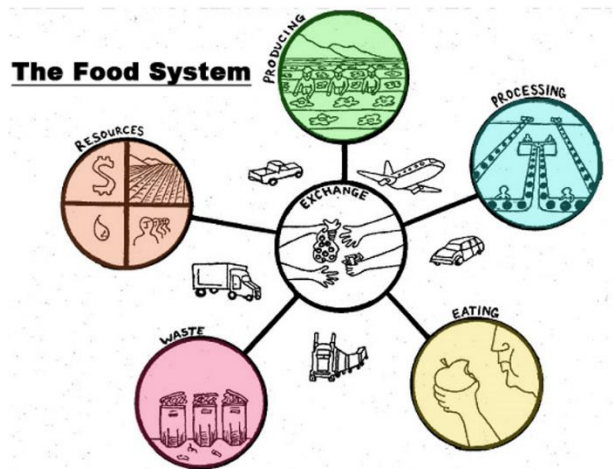
I) Einleitung

Das Forschungsprojekt „*Bio Hoch drei*“ untersuchte Vollerwerbs-Biolandwirtschaften in Österreich, speziell in der Steiermark. Dabei ging es um Bauern und Bäuerinnen, die alternative Wege gehen in der Produktion und Distribution ihrer Produkte, abseits von globalen, industrialisierten Lebensmittelsystemen. Zunächst berichtete *Kosnik* über die Ausgangslage und Fragestellung, die

Forschungsregion, die Auswahl der Fallbeispiele und zum Begriff der „sorgsam Landwirtschaft.“ Im Anschluss beschrieb Heisteringer den Begriff der Resilienz, die Genogramm-Methode, die wissenschaftstheoretischen und methodischen Grundlagen und ausgewählte Fallbeispiele.

Das Forschungsprojekt fand von 2017 bis 2019 im Rahmen eines vom Bundesland Steiermark geförderten Projekts am *Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Graz* statt. Die Hauptforschungsregion war die Steiermark, wobei etwas über die Grenzen hinausgeschaut und auch ein Biobetrieb in Niederösterreich miteinbezogen wurde. An diesem Projekt war ein transdisziplinäres Forschungsteam beteiligt, neben Heisteringer und Kosnik die Projektleiterin und Kulturhistorikerin *Gabriele Sorgo* vom Institut für Bildungswissenschaften und Forschung der Pädagogischen Hochschule in Salzburg und *Helmut Eberhart* vom Institut für Kulturanthropologie und Europäischen Ethnologie in Graz. Das Projekt basiert auf einer qualitativen Forschungsstrategie, weswegen nur wenige Höfe untersucht wurden, diese aber sehr intensiv. Gleichzeitig wurden auch historische Dimensionen miteinbezogen. Es war nicht die Absicht, große Gesellschaftsmodelle oder Theorien zu entwerfen und es werden auch keine umfangreichen Statistiken und Zahlen vorgestellt. Stattdessen geht es darum, die Mikroperspektive der Akteure und Akteurinnen des Biologischen Landbaus, ihre Denkweisen und Praktiken darzustellen. Gleichzeitig werden aber auch gesamtgesellschaftliche Bezüge im Auge behalten.

Abbildung 1: Das Nahrungsmittelsystem



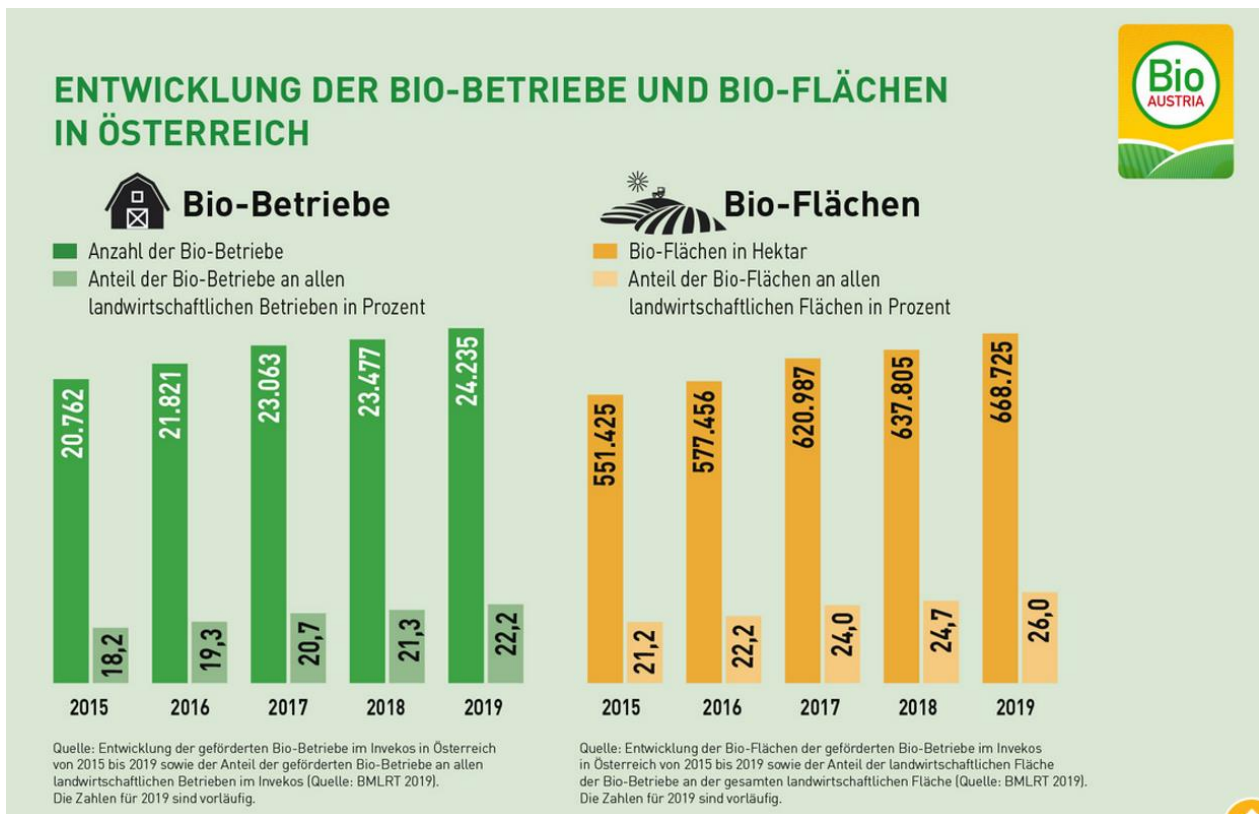
© Wikimedia Commons

Zur Ausgangslage und Fragestellung: Zahlreiche Entwicklungen und (unbedachte) Konsequenzen eines industrialisierten und globalisierten Lebensmittelsystems stehen seit Jahren und sogar Jahrzehnten – wenn man an die Geschichte der Biobewegung denkt – in der Kritik. Kritik wird sowohl an den Produktionsmethoden von Lebensmitteln geübt, als auch an der Form ihrer Distribution. Historisch betrachtet entstanden mit der industrialisierten Landwirtschaft, oder parallel dazu, auch bereits Alternativen. An der Wende zum 20. Jahrhundert verbreitete sich in Europa die *Lebensreformbewegung*, ausgehend von den stark industrialisierten Ländern wie Deutschland und England. Dazu gehörte etwa die *Ernährungsreform*, die alternative Anbauweisen in der Landwirtschaft propagierte und die *Reformwarenwirtschaft* hervorbrachte. Auch die institutionell sehr gut organisierte biodynamische Landwirtschaft (basierend auf *Rudolf Steiners* Anthroposophie) gibt es seit mittlerweile einhundert Jahren (nach wie vor unter der Marke *Demeter*) (vgl. Vogt 2000). Wichtigstes Anliegen dieser alternativen Bewegungen war die Herstellung von qualitativ hochwertigen Lebensmitteln. Die industrialisierte Landwirtschaft, so die Kritik, würde mithilfe von Maschinen und durch den Einsatz von Chemie Quantität auf Kosten von Qualität produzieren und damit die Gesundheit der Menschen gefährden.

(Umweltschutz und ökologische Nachhaltigkeit, oder höhere Preise für Bio-Lebensmittel, waren zu diesem Zeitpunkt noch keine großen Themen.) Die Biobewegung – so heterogen diese immer schon war und immer noch ist – hat sich in diesen mehr als einhundert Jahren in Europa stark verbreitet. Auch wenn Bio nach wie vor kein Alltagsprodukt für die gesamte Gesellschaft ist, hat es mittlerweile zumindest den Status eines obskuren Nischenprodukts verlassen.

Das fortschreitende Wachstum des Biosektors innerhalb der EU ist bemerkenswert. In den letzten zehn Jahren stieg der Anteil biologisch bewirtschafteter Flächen innerhalb der EU um 70%. Der Umsatz betrug 2017 34 Milliarden Euro. EU-Bürger*innen sind laut einer Studie der *Europäischen Kommission (2019)* die zweitgrößte Konsumentengruppe von biologischen Lebensmitteln weltweit – nach den USA. Österreich liegt sowohl beim Konsum als auch bei der Produktion von biologischen Lebensmitteln im EU-Spitzenfeld. 2019 lag der Anteil an biologisch bewirtschafteten Flächen bei 26%. *Bio Austria (2019)*, der größte österreichische Bioverband, verkündet, dass jeder vierte Hektar bereits biologisch bewirtschaftet wird und dass jeder fünfte landwirtschaftliche Betrieb ein Biobetrieb ist.

Abbildung 2: Entwicklung der Bio-Betriebe und Bio-Flächen in Österreich



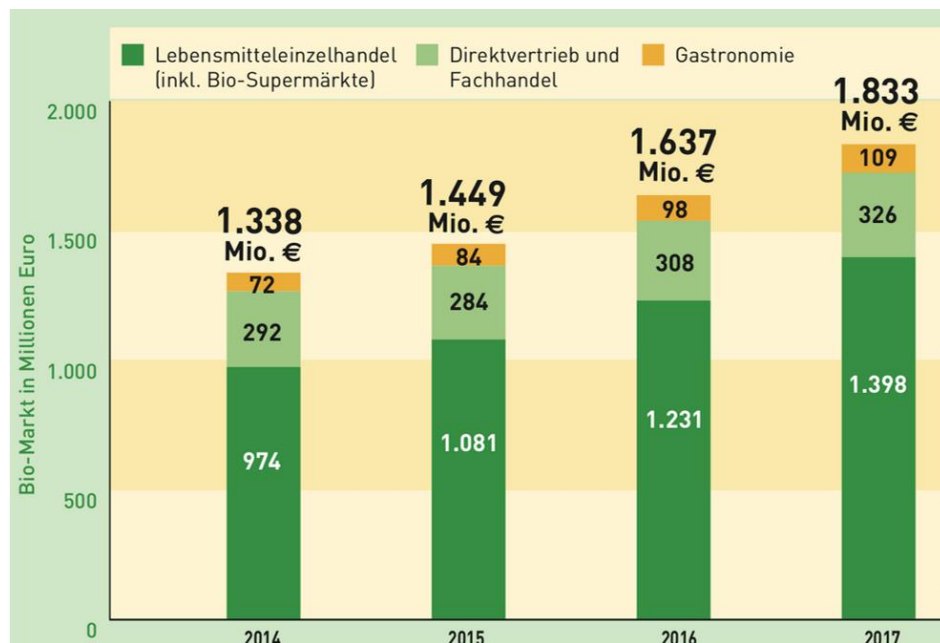
© Bio Austria 2019, <https://www.bio-austria/bio-bauern/statistik/>

Im EU-Vergleich liegt Österreich beim Anteil der biologisch bewirtschafteten Fläche bezogen auf die gesamte landwirtschaftlich genutzte Fläche an der Spitze aller EU-Staaten. Diese Entwicklung erfreut natürlich die Befürworter*innen der Biobewegung, sie hat aber auch ihre Schattenseiten. Kritiker*innen, wie die Geografin *Julie Guthman (2014; vgl. Groier 2013)*, sprechen von der Konventionalisierung der Biolandwirtschaft. Damit ist eine Entwicklung gemeint, die in Österreich etwa ab Mitte der 1990er Jahre, bzw. ab der Jahrtausendwende – beginnend mit dem Beitritt zur EU und dem Zugang zu einem größeren Markt eintritt. Zugleich steigen in Österreich ab Mitte der 90er Jahre die Supermarktketten in den Vertrieb

von Bio-Lebensmittel ein, was zu höheren Verkaufszahlen führt. Auch biologische Lebensmittel werden nun in wesentlich größeren Mengen produziert; forciert wird ab nun der Export. Der Biolandbau wird rationalisiert. Kritiker*innen bemängeln, dass nun eine ähnliche Entwicklung einsetzt, wie bei der Industrialisierung der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert: dass nun auch bei Bioprodukten Quantität vor Qualität steht. Denn auch Biolebensmittel können in Monokulturen und durch Massentierhaltung erzeugt werden (wenn auch immer unter anderen Voraussetzungen als bei konventioneller Landwirtschaft). Diese Entwicklung war also, um es ganz plakativ auszudrücken, für die „Pragmatiker*innen“ unter den Biolandwirt*innen eine gute Sache wegen der höheren Absätze und des besseren Einkommens durch den Supermarktvertrieb. Für die ökologisch ganzheitlich motivierten Biolandwirt*innen – bzw. die Konsument*innen – bedeutete diese Entwicklung aber eine Abkehr von einer holistischen „Lebensphilosophie“, die für sie hinter dem Biogedanken steht, wo es um mehr geht, als darum, Produktionsstandards zu erfüllen.

Die *Distribution* ist ein weiteres Dilemma des globalen Lebensmittelsystems. Eine Studie der Universität Klagenfurt (*Kastner et al. 2015*) zeigt etwa auf, dass ungefähr jeder dritte Hektar Ackerland für den EU-Konsum außerhalb der EU-Grenzen liegt. EU-Bürger*innen sind also massiv von Lebensmittelimporten abhängig. An regional produzierte Produkte kommen Konsument*innen kaum heran, wie Studien z.B. zu Freiburg oder Graz belegen (*Moschitz et al. 2015; Hintz et al. 2017*). Die Distribution von Lebensmitteln erfolgt zum Großteil über Supermärkte. Das gilt auch für die Bio-Branche. In Österreich dominieren generell wenige Supermarktkonzerne den gesamten Lebensmitteleinzelhandel. Das gilt auch für den Vertrieb biologischer Waren.

Abbildung 3: Entwicklung des Bio-Markts in Österreich



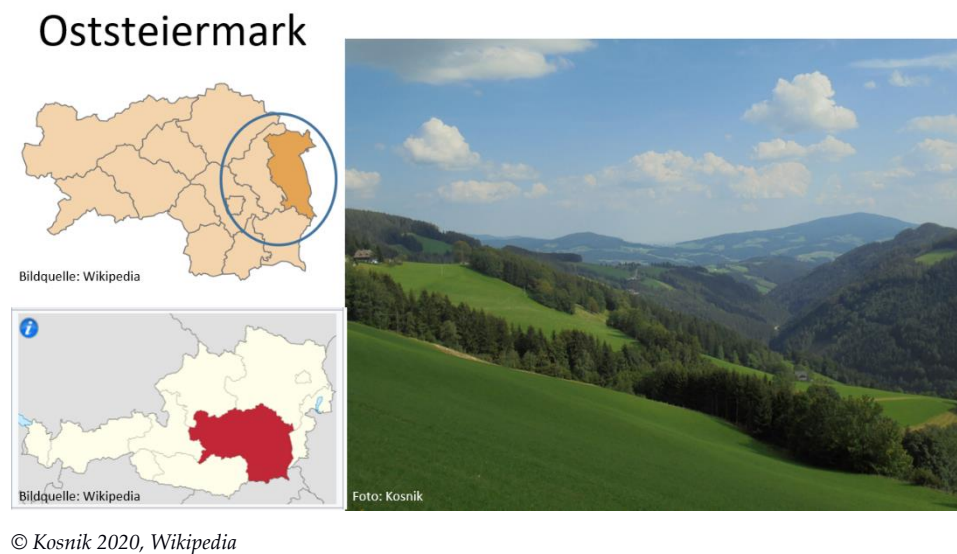
© Bio Austria, <https://www.bio-austria.at/bio-bauern/statistik/>

In der Bevölkerung steigt jedoch die Nachfrage nach Direktvermarktung. Die Grafik der *Bio Austria-Statistik* zeigt einen Zuwachs zwischen den Jahren 2014 bis 2017. Die Situation der Pandemie im Jahr 2020 hat den Anteil noch weiter in die Höhe schnellen lassen – die Nachfrage nach Lebensmitteln direkt vom Bauernhof ist gewachsen (*vgl. EU-Kommission 2020*). Wenn man die Ausgangslage zusammenfasst, dann zeigt sich also ein Wachstumstrend in der Bio-Branche: Konventionalisierung in der Produktion einerseits

und andererseits Distribution über den globalen Weltmarkt, während regionale Vermarktung eine (noch immer) vergleichsweise kleine Rolle spielt.

Nun gibt es Bauern und Bäuerinnen, die biologisch produzieren, aber diesem Wachstumstrend und der damit einhergehenden Produktions- und Marktlogik kritisch gegenüberstehen, bzw. diese ablehnen. Aus betriebswirtschaftlicher Perspektive müsste man nun meinen, dass sich diese Landwirt*innen bewusst für eine prekäre und „unproduktive“ Wirtschaftsweise entscheiden. Genau diese Landwirt*innen stehen im Fokus unserer Forschung. Unsere *Forschungsfrage* zielt darauf ab zu erkunden, wer diese Bauern und Bäuerinnen sind, die dieser Entwicklung kritisch gegenüberstehen, bzw. wie sie (anders) wirtschaften, daher neue Weg in der Produktion und Distribution im Biosektor gehen. Im Zuge unserer Forschung haben wir vier solche Betriebe besucht und ihre insgesamt neun Betriebsleiter*innen interviewt. Als Hauptforschungsregion wurde die Oststeiermark gewählt, da die Region historisch gut erforscht ist und im Forschungsteam bereits Kontaktpunkte mit dem Feld bestanden.

Abbildung 4: Untersuchungsregion Oststeiermark



Historisch betrachtet galt die Oststeiermark als eigene Region und umfasste in etwa die Gebiete Hartberg, Fürstenfeld, Weiz und Feldbach. Die Sonderstellung der Oststeiermark ergab sich vor allem aus ihrer besonderen Lage. Fast 900 Jahre lang war sie das Grenzgebiet zu Ungarn (*Kaser & Stocker 1986 und 1987*). Die Oststeiermark ist ein ländlich geprägtes Gebiet. Die Steiermark hat generell einen der höchsten Anteile an land- und forstwirtschaftlichen Betrieben österreichweit, bzw. einen der höchsten Anteile an land- und forstwirtschaftlichen Arbeitskräften, aber auch einen sehr hohen Anteil an Nebenerwerbsbetrieben (*Statistik Österreich 2016a, 2016b, 2016c*). Bei der Forschungsregion handelt sich vorrangig um Berg- und Hügelland. Die erforschten Betriebe liegen in sogenannten „benachteiligten landwirtschaftlichen Gebieten“, wo Landwirt*innen unter erschwerten Produktionsbedingungen, wie steile Flächen, Höhenlage und damit verbundenes ungünstiges Klima oder abgeschnittene Lage, wirtschaften. Die geringe Größe der untersuchten Betriebe (zwei Kleinstbetriebe unter 2ha und zwei mittlere Betriebe mit knapp 10 bzw. 30ha) bedeutet, dass sie kaum von den flächenbezogenen Förderzahlungen profitieren. Durch ihre besondere Lage, aber auch durch ihre besonderen landschaftlichen Gegebenheiten, erreichten Industrialisierung und Modernisierung die Oststeiermark erst verhältnismäßig spät, im Laufe des 20. Jahrhunderts, wurde dann aber umso energischer vorangetrieben. War diese Region vormals durch Selbstversorgung gekennzeichnet, setzte ab dieser Zeit auf den landwirtschaftlichen Betrieben eine Entwicklung ein, die der Wirtschaftshistoriker *Karl Polanyi (1977,*

urspr. 1944) als „Entbettung der wirtschaftlichen Verhältnisse“ bezeichnet. Produktion und Distribution von Lebensmitteln wurden rationalisiert, kleinstrukturierte Betriebe verschwanden zusehend und die Bevölkerung wanderte in urbane Gebiete ab. Während die absolute Zahl an landwirtschaftlichen Betrieben in der Region seit Jahrzehnten sinkt, steigt allerdings die Anzahl an Biobetrieben in den letzten Jahren. Dennoch liegt die Steiermark unter dem Österreichdurchschnitt, was biologisch bewirtschaftete Flächen betrifft (Statista 2020).

Die *Auswahl* der vier Fälle beruhte auf vier *Grundkriterien*. (i) Erstens musste es sich um nach dem österreichischen System zertifizierte Biobetriebe handeln. (ii) Zweitens mussten diese Betriebe Grundnahrungsmittel für Menschen produzieren, wodurch spezialisierte Betriebe (nur Wein, Honig, etc.), aber auch die reine Futtermittel- oder Biomasseproduktion, bzw. reine Forstwirtschaft ausgeschlossen wurden. (iii) Drittens sollten die Produkte auch, aber nicht unbedingt ausschließlich, regional vertrieben werden, d.h. Direktvermarktung und regionale Abnehmer abseits von Großkunden und globalen Konzernen. (iv) Und viertens suchten wir nach Vollerwerbsbetrieben, die nach dem eigenen Empfinden der Betriebsleiter*innen wirtschaftlich rentabel sind und ein „gutes Leben“ in ihrem Sinn ermöglichen. Wesentlich war dabei auch, dass diese Betriebe nicht nur durch Fördergelder oder externe Einkünfte am Leben erhalten werden. Bei der Auswahl haben wir außerdem darauf geachtet, sowohl geerbte Betriebe als auch neu gegründete Betriebe miteinzubeziehen, wobei sich aber bei genauerer Betrachtung herausgestellt hat, dass diese Unterscheidung gar nicht so leicht zu treffen ist.

Zum Abschluss des ersten Teils wird noch darauf eingegangen, was wir im Forschungsprojekt mit dem Begriff einer *sorgsamen Landwirtschaft* meinen. In den narrativen Interviews wurde danach gefragt, wie die Betriebsleiter*innen wirtschafteten, mit welchen Methoden sie produzieren, wie sie ihre Produktion anlegen und planen (von der Anbaumethode bis zum Arbeitskräfteeinsatz; manche versuchen es mit Crowd Funding anstatt Kredite aufzunehmen) und wie sie ihre Waren vermarkten (Direktvermarktung, CSA (Community Supported Agriculture), Food Coops und regionale Läden). Beantwortet haben die Betriebsleiter*innen unsere Fragen mit Geschichten über Beziehungen. Sie sprachen über ihren Wunsch in Harmonie mit ihrem Partner bzw. ihrer Partnerin am Hof zusammenzuarbeiten. Sie sprachen darüber, Zeit mit ihren Kindern zu verbringen oder über ihre Beziehungen mit ihren Mitarbeiter*innen. Sie sprachen darüber, dass Direktvermarktung in der Region vor allem bedeutet, Beziehungen mit der Kundschaft aufzubauen und zu erhalten und dass all das sehr viel Zeit und Energie braucht, aber auch Dauerhaftigkeit etabliert. Im Alltag bedeutet also „ein Einkommen zu erwirtschaften“ vor allem *Beziehungsarbeit* mit anderen Menschen, aber auch mit nicht-menschlichen Akteuren (Harvey & Krohn-Hansen 2018). Die Biolandwirt*innen sprachen über ihre Beziehung zu den Bodenlebewesen, zu Kultur- und Wildpflanzen und zu Tieren. Dabei wurden diese Beziehungen nie allein auf Kosten-Nutzen-Rechnungen reduziert, daher auf eine Vermarktungslogik oder einer Kalkulation nach dem größten Profit. Alle Befragten meinten, dass sie in ihrer Wirtschaftsweise weit über die reinen Bio-Standards hinausgehen würden. Die „Beziehungen an sich“ sind für die Betriebsleiter*innen wertvoll, ob sie nun über ihre Zusammenarbeit mit ihrem Ehepartner sprechen oder über Bildungsarbeit, die sie leisten, wenn sie ihre Kund*innen über Gesundheitsvorteile ihre Waren aufklären. Oder darüber, ihre Ziegen am Hof in Rente zu schicken, wenn sie ihre „ökonomische Nützlichkeit“ verloren haben – aus Dankbarkeit gegenüber dem Tier, das ihnen ein Leben lang gedient hat. Oder wenn sie über Biodiversität am Hof sprechen oder über Landwirtschaft als „Teamarbeit mit den Bodenlebewesen“.

Maria Puig de la Bellacasa (2015), die auf Theorien von Donna Haraway (2008, 2011, 2015) und Bruno Latour (1991) aufbaut, beschreibt gerade diese Art der Mensch-Bodenbeziehung, wo der Mensch nicht nur Nutznießer von Bodenproduktion ist, als eine Gemeinschaft. Ein Zitat aus ihrem Text *Making Time for Soil*: „In other words, within these conceptions, to properly care for the soil humans cannot be only producers or consumers in the community of soil making organisms but must work, and be, in relation to soil as a significant living world“ (Puig de la Bellacasa 2015, 706). Diese Art der Zusammenarbeit menschlicher und nicht-

menschlicher Akteure wird auch mit dem Begriff der *Ko-Produktion*, etwa bei *Jan Douwe van der Ploeg (2018)*, beschrieben: ein Zugang, der nicht allein den Menschen ins Zentrum des Denkens und Handelns stellt. Die Biobauern und Biobäuerinnen in unserer Studie investieren in langfristige Beziehungen mit Menschen und „*more than human*“, also den nicht-menschlichen Akteuren einer Landwirtschaft, d.h. Bodenlebewesen, Pflanzen und Nutztiere. Sie leisten Care-Arbeit und wirtschaften damit im ökologischen und im sozialen Sinn nachhaltig. Diesen Umstand beschreiben wir in unserer Forschung mit dem Begriff der „*sorgsamen Landwirtschaft*“ oder „*Caring Agriculture*“. Die Befragten bemängeln aber auch, dass diese Sorgetätigkeiten weder ökonomisch noch gesellschaftlich entsprechend gewürdigt werden (ähnlich wie andere Sorgearbeiten in unserer Gesellschaft, die nicht statistisch messbar sind und keine Profite abwerfen). Dennoch investieren sie in langfristige Beziehungen durch Care-Arbeit, bzw. sorgsame Landwirtschaft, was einerseits Stabilität bringt; andererseits ist es das, was die Befragten unter einem „guten Leben“ und „sinnstiftender Arbeit“ verstehen. In unserer Publikation (*Heistingner, Kosnik & Sorgo 2021*) gehen wir genauer im Detail darauf ein, wie wir den Care-Begriff mit der biologischen Landwirtschaft zusammenfließen lassen. Und wir beschäftigen uns z.B. auch mit den Schattenseiten einer sorgsamen Landwirtschaft, den behördlichen Fallstricken etwa oder der Problematik der Selbstausbeutung. Das Buch soll im März 2021 erscheinen und wird als Printversion und als PDF in Open Access erhältlich sein.

II) Projekthintergrund und Forschungsmethode

Die Hauptmethode, die bei diesem Forschungsprojekt verwendet wurde, ist die *rekonstruktive Genogrammforschung* nach *Bruno Hildenbrand*. *Heistingner* hat die Methode der rekonstruktiven Genogramm-Forschung in den Jahren 2006 bis 2008 im Rahmen ihrer Grundausbildung zur systemischen Beratung am *Ausbildungsinstitut Meilen* in der Schweiz kennen gelernt, wo auch der Familiensoziologe und Professor für Mikrosoziologie *Bruno Hildenbrand* als Dozent unterrichtete und als Lehrsupervisor tätig war. In den Jahren 2004 bis 2007 hatte *Heistingner* im Auftrag des Landes Südtirols ein Regionalentwicklungsprojekt betreut und begleitet: Das Projekt „*Altrei und sein Kaffee*“. Gemeinsam mit einer Arbeitsgruppe von über zwanzig Bauern und Bäuerinnen und anderen Menschen des Dorfes – einem auf 1.200 Meter gelegenen alpinem Bergdorf mit ca. 400 Einwohner*innen – ging es darum eine historisch verwurzelte Lokalsorte – eine Kaffee-Ersatzpflanze wieder anzubauen. Diese war bis in die 1960er Jahre als „*Café di Anterivo*“ bekannt – eine Lupinenart (*Lupinus pilosus*), die auch botanisch eine Rarität war. Die Altreier Arbeitsgruppe wollte für die bäuerliche Direktvermarktung neue Produkte aus der Lupine entwickeln, die vor allem geröstet sehr feine und besondere Geschmacksaromen entwickelte. Es entstanden Ideen, damit Käse zu würzen, Bier zu brauen oder besondere Schokoladen herzustellen. Doch bei allen Erfolgen, die das Projekt auch mit sich brachte, eines schien nicht und nicht zu gelingen: dass das Produkt wirklich auch zu neuen unternehmerischen Erfolgen führte und das trotz aller Begeisterung und Nachfrage, die dem Projekt und dem Produkt von außen entgegenkam. Erst die Supervision mit *Bruno Hildenbrand* eröffnete *Heistingner* eine Sichtweise, aus der heraus sie die Situation verstehen konnte. *Bruno Hildenbrand* hatte sich viele Jahre lang gemeinsam mit seinem Kollegen *Karl Friedrich Bohler*, übrigens über viele Jahre Herausgeber der *Zeitschrift für Agrarsoziologie und Agrargeschichte*, mit dem Zusammenhang von regionalen oder kollektiven Handlungsmustern und individuellen Handlungsmustern auseinandergesetzt. *Bruno Hildenbrands* erste Frage in der Supervision des Projektes war die Frage nach den regionalen Erbgewohnheiten, was für *Heistingner* sehr überraschend war. Als sie „*Realteilung*“ sagte – übrigens eines der wenigen Gebiete in Südtirol, wo Realteilung vorherrscht – meinte er, dass es gerade für Realteilungsgebiete typisch sei, dass anders als im Anerbengebiet das unternehmerische Denken und Handeln nicht so ausgeprägt sei, weil es ständig und viel Neid und Konfliktlinien durch die halbe Dorfgemeinschaft gäbe, schlicht weil im Zuge der Realteilung sich immer jemand übervorteilt fühle.

Dieser Zusammenhang zwischen typischen Mustern der Sozialstruktur einerseits und subjektiv relevanten Handlungsoptionen andererseits war damals für *Heistinger* erhellend und ist es nach wie vor. Diese orts- und zeitspezifischen Verhältnisse sind der Rahmen, in dem Menschen ihre Beziehungen zueinander gestalten. Die Kenntnisse dieser sozialhistorischen Rahmenbedingungen, in denen sich die Biographie einer Familie individuiert, ist ein wesentliches Element der Genogramm-Forschung. Wie wir in einem Beispiel, das später ausführlicher vorgestellt werden soll, sehen werden, ist das allerdings nicht immer so einfach, weil wir uns, wenn wir uns die Biographien der Betriebsleiter*Innen unserer Feldforschung ansehen, schnell in ganz anderen Winkeln der Welt als in der Oststeiermark oder der Peripherie Niederösterreichs befinden.

III) Rekonstruktive Genogramm-Forschung

Die rekonstruktive Genogramm-Forschung ist eine Methode, die stark „zwischen dem Feld“ und der Theorie vermitteln kann, genauso wie zwischen Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit eines Betriebes und zwischen einem Kollektiv und Individuen, zwischen Makro- und Mikrosoziologie. Ihre Stärke ist insbesondere, dass sie sich stets am konkreten Fall orientiert. Die Grundlage der Methode ist, wirklich „ins Feld“ und mit den Menschen in Beziehung zu gehen.

In einem landwirtschaftlichen Betrieb treffen stets zwei Systeme aufeinander, die sich gemeinsam entwickeln und miteinander interagieren: das *System der Familie* und das *System des landwirtschaftlichen Betriebs*. Die Biographie der bäuerlichen Unternehmerfamilie interagiert mit dem Unternehmen, so dass Genogrammarbeit eine Theoriebildung ermöglicht, die das Wissen über das Zusammenspiel von Hof und Familie erweitern kann.

Die Grundkriterien für die *Fallauswahl* wurden bereits in der Einleitung beschrieben. Für die Fallauswahl wurde von vorne herein keine Stichprobe gewählt, sondern das *theoretische Sampling* erfolgte von Fall zu Fall. Diese Methode folgt dem von *Hildenbrand* vorgeschlagenen Weg, nicht alle Fallbeispiele zu Beginn eines Forschungsprozesses auszuwählen, sondern zunächst den ersten Fall, diesen durch die *sequentielle Interpretation* zu erschließen und nach Formulierung einer *Fallstrukturhypothese* zu den Familienmustern des ersten Falls den zweiten Fall in einer *maximalen Fallkontrastierung* zum ersten Fall auszuwählen (*Hildenbrand 1999*). Im Forschungsprojekt wurde die Methode dahingehend abgewandelt, als nicht nach Familienmustern kontrastiert wurde, sondern nach betrieblichen Daten, die im Sinne von *Pierre Bourdieu (1993)* als objektive Werke in der Biografie einer Familie verstanden werden.

Die vier Fallbeispiele:

1. Neu gegründeter Betrieb mit Gemüsebau und Direktvermarktung (Betriebsname im Forschungsprojekt Adam)
2. Betrieb, der in der Familie übergeben wurde und auf Bio umgestellt wurde (Betrieb Bergmann)
3. Neu gegründeten Betrieb mit Tierhaltung und Direktvermarktung (Betrieb Conrad)
4. Obstbau-Betrieb, der in der letzten Generation auf Bio umgestellt und in der Familie übergeben wurde (Betrieb Danninger)

Nachdem der erste Betrieb ein neu gegründeter Betrieb mit Gemüsebau und Direktvermarktung war, wurde als zweiter Fall im Kontrast dazu ein Betrieb ausgewählt, der in der Familie nach – wie im regionalen Gesellschaftsmuster „vorgezeichnet“ – patrilinear Vererbungspraxis übergeben wurde und von den Betriebsleiter*innen auf Bio umgestellt wurde. Der dritte Betrieb war ein Tierhaltungsbetrieb mit Direktvermarktung, der von einem Ehepaar neu gegründet worden war und der vierte Betrieb wiederum

ein spezialisierter Betrieb, ein Obstbau-Betrieb, der bereits in der letzten Generation auf Bio umgestellt und in der Familie übergeben wurde.

Zu den einzelnen *Arbeitsschritten der Genogrammarbeit*: (i) als erstes erfolgte die Erhebung der Genogramm-Daten im Feld (durch *Andrea Heisting*), (ii) dann wurde im Team das Genogramm Schritt für Schritt rekonstruiert und zwischen den erwartbaren Entscheidungen, wie Partnerwahl oder Berufswahl und tatsächlich getroffenen Entscheidungen differenziert. Dieser zweite Arbeitsschritt wurde von *Andrea Heisting*, *Elisabeth Kosnik*, *Gabriele Sorgo* und *Helmut Eberhard* in zwei Workshops an der Universität Graz gemeinsam mit Lehrenden und Studierenden durchgeführt. Einen Workshop leitete *Bruno Hildenbrand*. Dabei wurden die wahrgenommenen Familienmuster beschrieben. (iii) Erst in einem dritten Schritt wurde diese dann zur erlebten Lebensgeschichte, die im Zuge von narrativen Interviews erhoben wurde, in Beziehung gebracht.

In der Genogrammforschung werden *Daten* jeweils der Eltern- und Großelterngeneration, sowie der Generation der Betriebsleiter*innen erhoben. Es entstehen dann pro Betrieb mindestens zwei Genogramme, in einem Fall, wo es mit der Gründerin des Betriebs zu einer Trennung gekommen war, drei Genogramme. Die Daten, die erhoben werden sind: Vorname(n) und Nachname, Geburtsjahr und Geburtsjahr/Sterbejahr, Partnerschaften/Eheschließungen, allenfalls Trennung oder Scheidung (Jahr), Schulbildung und allenfalls weitere Ausbildungen, ausgeübte(r) Beruf(e), Wohnort(e) und Wohnortwechsel. In günstigen Fällen auch Daten zu Zeiten der Beschäftigung/Arbeitslosigkeit/Militär- oder Zivildienst und Pensionierung oder Karenzzeiten.

Erhoben werden ausschließlich „objektive“ Daten, wobei man diese insofern eingrenzen und hinterfragen muss, da diese Daten von den Gesprächsteilnehmer*innen im Feld der Interviewerin gegenüber genannt wurden.

Wie erwähnt, werden im zweiten Arbeitsschritt im Team das *Genogramm sequentiell rekonstruiert* und *Familienmuster beschrieben*. Die Annahme, dass es so etwas wie familiäre Handlungsmuster gibt, die sich wiederholen und sich gleichzeitig in der Wiederholung auch verändern ist eine Grundannahme systemischen Denkens. Im Verständnis von *Hildenbrand* werden Familienmuster nicht in die Genogrammdaten hineingedeutet, sondern aus ihnen herausgelesen. Was bedeutet das konkret? Ein wesentliches Element der Methode der Genogrammarbeit ist es, die Entscheidungen, die einzelne und ihre Familien getroffen haben, sowie die Spuren, die sie in der sozialen Wirklichkeit hinterlassen haben, zu rekonstruieren. Das Genogramm wird nicht vollständig im Team präsentiert, sondern im Team gemeinsam Schritt-für-Schritt rekonstruiert. Die rekonstruktive Genogrammarbeit ist eine Methode, die sich aus der *objektiven Hermeneutik* ableitet und ist daher eine Sequenz-Analyse.

Man fängt also bei einem Großvater oder einer Großmutter der „Indexperson“ – in unserem Falle der Betriebsleiter oder die Betriebsleiterin – an und notiert seinen/ihren Namen, Geburtsort, Geburtsjahr und Beruf auf ein Flipchart. Nun geht es darum, an jeder biografischen Entscheidungssequenz die begründbaren Handlungsmöglichkeiten zu rekonstruieren und erst in einem zweiten Schritt die im Einzelfall tatsächlich gewählte Option offenzulegen. Dabei wird zwischen offenen und problematischen Möglichkeiten unterschieden: Offene Möglichkeiten sind solche, für die etwas spricht. Problematische Möglichkeiten sind solche, die nicht auf der Hand liegen. Am einfachsten ist dies, wenn die Person, die das Genogramm erhoben hat, zunächst nur zuhört und die anderen Personen der Arbeitsgruppe – oder des Arbeitstreffens – Hypothesen formulieren. Dazu ist ein sozioökonomisches und historisches Hintergrundwissen zur Region, in der der Betrieb liegt und zu den agrarpolitischen Rahmenbedingungen der jeweiligen Zeit notwendig und es ist hilfreich, wenn ein Team von mehreren Forscher*innen am Deutungsprozess beteiligt ist. Was waren zu diesem Zeitpunkt mögliche Optionen für die Großmutter/den Großvater, den Vater und die Mutter des/der Betriebsleiter*in? Man beginnt also jeweils mit der Großelterngeneration. Jedes Datum, jede Angabe wird im Forschungsteam zunächst so

besprochen, indem nach allgemeinen, (damals) denkbaren Handlungsoptionen gefragt wird. Dieser Schritt ist ein kontextfreies Analysieren, weil der unmittelbare, spezielle Kontext der Fallgeschichte zunächst bewusst ausgeblendet wird. Erst nachdem wir die objektiv möglichen Handlungsmuster benannt haben, wird aufgedeckt, wie die konkrete Person tatsächlich gehandelt hat. Von hier aus befassen wir uns mit den tatsächlich eingetretenen Möglichkeiten, bis wir in der Gegenwart angekommen sind und verdichten so die Arbeitsthesen zu Familienmustern.

In der rekonstruktiven Genogrammarbeit werden so Schritt für Schritt die Lebens- und Familienthemen der letzten drei Generationen zu einer *Fallstrukturhypothese* verdichtet. Je nachdem wie umfangreich das Wissen über die Lebensverhältnisse zu dieser Zeit und an diesem Ort sind, können detailreichere Thesen formuliert werden.

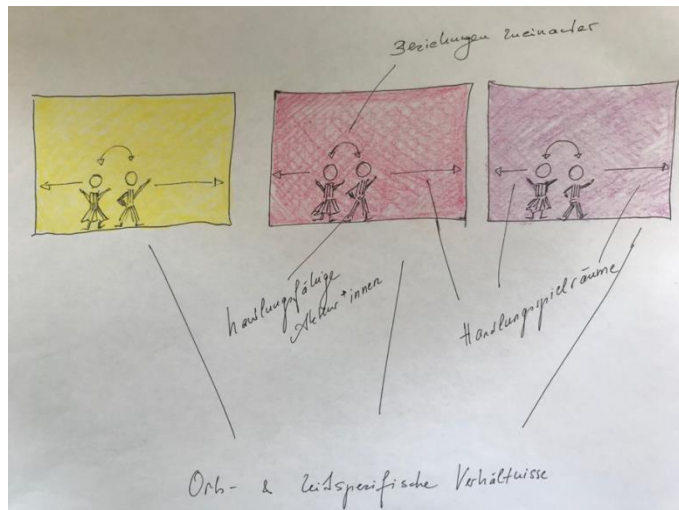
Individuelle Entscheidungen, die aufs erste als individuelle unternehmerische Entscheidungen erscheinen, stehen häufig auch in einer Interaktion mit Dynamiken und Handlungsmustern innerhalb der Familie. Dazu ein Fallbeispiel aus unserer Forschung: Die Entscheidung der Betriebsleiter*innen unseres zweiten Fallbeispiels (wir nannten die Familie Bergmann), die Intensiv-Hühnermast aufzugeben und den Betrieb auf einen CSA-Gemüsebetrieb umzustellen scheint aufs erste ein radikaler Bruch mit der Geschichte des Betriebs zu sein. Bei einer sequentiellen Analyse des Genogramms der Eltern und Großeltern von Herrn *Bergmann* (so wurde die Familie in der Forschung genannt) wird jedoch sichtbar, dass auch sie, d.h. die Eltern und die Großeltern, sich jeweils als erste in der Region auf radikal Neues einlassen konnten – den Anbau damals neuer Kulturen, neuer Anbaumethoden, sowie neuer Vermarktungsmethoden. Ebenso spiegelt sich die Offenheit der Betriebsleiter*innen, ihre Erfahrungen zum Gemüseanbau auch an andere Interessierte weiterzugeben (sie machen das über ihre eigene Webseite, über Betriebsführungen und Vorträge), in der Tätigkeit des Großvaters wider, der in den 1950er Jahren andere Betriebe in der Region als Obstbau-Berater bei der Anlage von Intensiv-Obstbaukulturen unterstützt hatte. Nur der Rahmen hat sich geändert: Während der Großvater in der Region als Obstbauberater tätig war, steht der Betrieb Bergmann heute im Austausch mit Betrieben aus ganz Österreich und arbeitet eng mit einem Betrieb aus Bayern bei der Entwicklung eines speziellen Anbau-Verfahrens zum ökologischen Gemüsebau und eines dafür passenden Gerätes zusammen. Dieses Familienmuster wurde so beschrieben:

Fallstrukturhypothese Betrieb Bergmann

Durch die familiäre Offenheit und Risikobereitschaft für neue Wirtschaftsweisen, die im Widerspruch zur herrschenden Praxis in der Region stehen, entstehen neue Perspektiven für die Bewirtschaftung des Betriebes, die neue Einkommensmöglichkeiten für den Betrieb schaffen und die eigene Arbeitsfähigkeit und Motivation stärken. Die Familie ist auch offen dafür, sich auch auf neue Arbeitsabläufe und neue Beziehungsgeflechte, z.B. in Form von Lieferbeziehungen, einzulassen.

Damit wird sichtbar, dass es in der rekonstruktiven Genogrammarbeit vor allem um ein Sinn-Verstehen geht. Dieser sinnverstehende Ansatz geht davon aus, dass Menschen einerseits handlungsfähige Akteur*innen sind, ihre Handlungsspielräume aber andererseits durch orts- und zeitspezifische Bedingungen geprägt und gerahmt sind. In diesem Menschenbild ist jeder Mensch eine einmalige Persönlichkeit und zwar eine selbst aktivierte Persönlichkeit, wie die systemische Familien- und Unternehmensberaterin, die Gründerin des Ausbildungsinstituts Meilen, *Rosemarie Welter-Enderlin* den Menschen beschreibt, „*der seine Welten nach innen und außen beeinflusst und von ihnen beeinflusst wird*“ (*Welter-Enderlin 2006:60*).

Abbildung 5: Handlungsspielräume



© Heistinger 2020

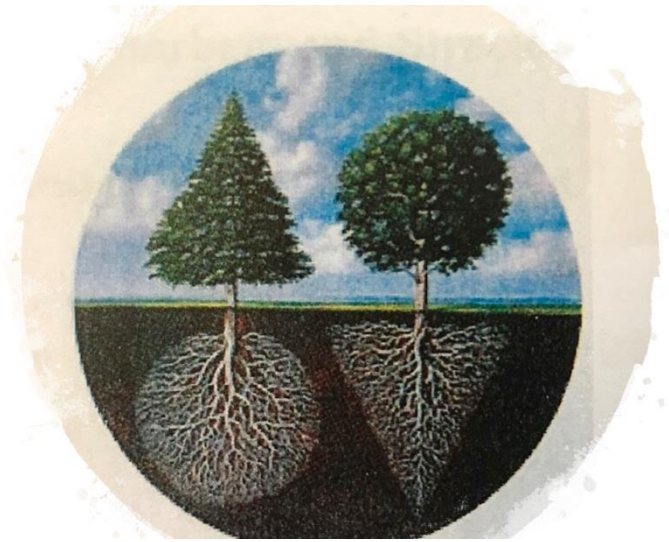
Diese Handlungsspielräume und Beziehungen von Menschen zueinander sind von orts- und zeitspezifischen Verhältnissen geprägt. Aber Menschen haben Handlungsspielräume. Und diese ermöglichen oder verwehren konkrete Handlungen und Beziehungen. Das Verhältnis zwischen den grundsätzlich möglichen Handlungen und Beziehungen zu einer bestimmten Zeit und den konkret von Menschen vollzogenen Handlungen und gestalteten Beziehungen verschränken die Selbstbestimmung und Fremdbestimmung zu einer individuellen Lebenspraxis.

Es geht also in diesem Verständnis um einen Blick in beide Richtungen: Welche Wahlmöglichkeiten hat ein Mensch an, der in bestimmte Verhältnisse hineingeboren wird an bestimmten Weichenstellungen seiner Biografie? Welche Handlungsoptionen wären zu dieser Epoche und in diesem Milieu zu erwarten? Und schließlich welche Optionen wählt dieser Mensch? Gibt es Spuren und Wendungen in seiner oder ihrer Biografie, die in Kenntnis der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nicht erwartbar gewesen wären und darauf hinweisen, dass der konkrete Mensch Krisen kreativ bewältigt hat, also resiliente Handlungskompetenzen zeigt? Dabei ist *Resilienz* nicht eine Eigenschaft von Individuen, sondern ein familiär erworbenes Handlungsmuster. In der rekonstruktiven Genogrammarbeit werden diese familiären Ressourcen sichtbar, die insbesondere in Krisenmomenten aktiviert werden können.

Auf den Punkt bringt dies die Frage: „Was macht der Menschen aus dem, was die Verhältnisse aus ihm gemacht haben?“ (Hildenbrand 2005: 13). Die Genogrammarbeit beschreibt so eine objektive soziale Matrix, in der sich ein Mensch individuiert hat.

Dabei geht die rekonstruktive, ressourcenorientierte Genogrammarbeit davon aus, dass aus der Vergangenheit keine kausalen oder linearen Linien in eine Zukunft hineingezogen werden können. Vielmehr bildet die Vergangenheit einen Rahmen, der mögliche Entwicklungen offenhält und der auch von Individuen oder Familien überschritten werden kann. Symbolhaft ist das im Cover der russischen Übersetzung von Bruno Hildenbrands *Einführung in die Genogrammarbeit* (2005) dargestellt. Der Baum, welcher oberirdisch eine runde Form hat, hat unterirdisch eine pyramidale Form und umgekehrt.

Abbildung 6: Covergrafik der russischen Übersetzung des Buches „Einführung in die Genogrammarbeit von Bruno Hildenbrand“



© Hildenbrand 2018

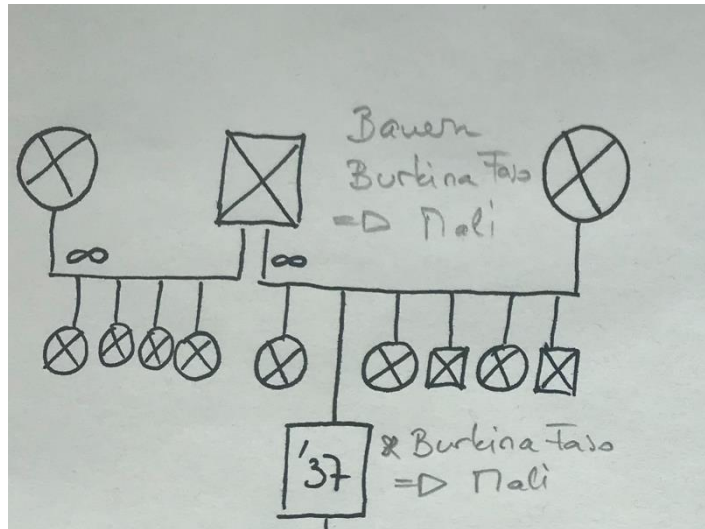
Die Form des Wurzelsystems des Baums als Symbol für die Vergangenheit und Herkunft eines Menschen spiegelt nicht notwendigerweise die Erscheinungsform des Baumes über der Erde wider. Die Wurzeln, d.h. den Verhältnissen, in die Menschen hineingeboren werden, entnehmen sie das „Material“ für den Gestaltungsprozess ihres eigenen Lebens, den sichtbaren Teil des Baumes.

In diesem Menschenbild ist der Mensch ein *Entwurfs-Handelnder*, er entwirft sich in eine offene, noch nicht festgelegte Zukunft hinein. Menschen können zu dem Zeitpunkt, in dem sie eine bestimmte Entscheidung treffen – dem Zeitpunkt des Entwurfs – nicht alle Konsequenzen ihres Handelns absehen. Dazu ein Beispiel aus unserem Forschungsprojekt: Die Entscheidung, das Betriebskonzept von der industriellen Legehennenhaltung auf den Anbau von Biogemüse mit regionaler Vermarktung umzustellen, treffen die Betriebsleiter*innen zu einem Zeitpunkt, wo zum Beispiel noch nicht klar ist, wie viele Ernte-Anteilnehmer*innen sich an ihrem neuen Konzept der CSA (Community-Supported-Agriculture), das zu dieser Zeit in der Region noch völlig unbekannt ist, überhaupt beteiligen werden. Die Rationalität dieses Handlungsentwurfes, dieser Entscheidung, erschließt sich erst durch dessen Vollzug.

Damit soll noch ein Genogramm und die Vorgehensweise der *sequentiellen Interpretation* vorgestellt werden.

Das erste Fallbeispiel ist ein Bio-Gemüsebau-Betrieb, der in einer peripheren Region Niederösterreichs liegt und im Jahr 2015 gegründet wurde. Der Betrieb bewirtschaftet 8.000 m² im Feingemüsebau, vermarktet über regionale Wochenmärkte, liefert auch nach Wien an ein Catering-Unternehmen und auch an Food Coops und hat gerade begonnen eine CSA (Community Supported Agriculture) aufzubauen.

Abbildung 7: Fallbeispiel Adam: Genogramm des Betriebsleiters, väterlicherseits



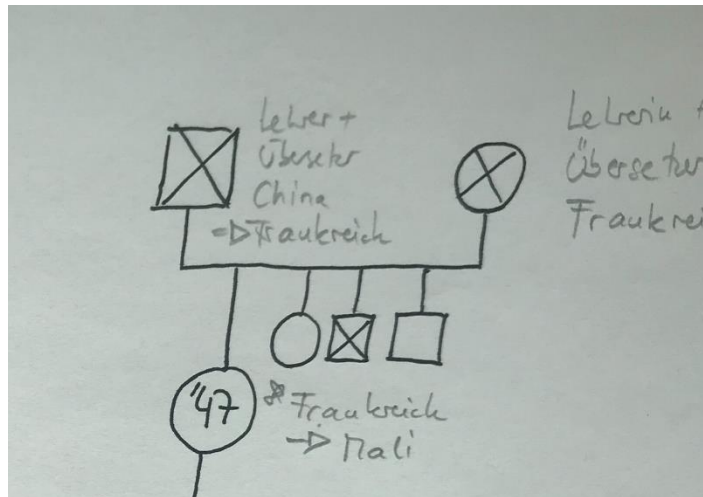
© Heistingner 2020

Gefragt nach dem Großvater (der bereits verstorben ist und daher im Genogramm als Quadrat mit Kreuz dargestellt wird) erfährt man als Geburtsort Burkina Faso. Es gab dann einen Wohnortwechsel nach Mali. Das macht stutzig und man fragt nach dem Anlass: Beide Großeltern waren Bauern in Burkina Faso und sind damals von der französischen Kolonialmacht gemeinsam mit vielen anderen tausenden Menschen zwangsweise nach Mali übersiedelt worden, wo damals das größte Bewässerungsprojekt in Westafrika gestartet wurde, um Frankreich als Kolonialmacht vor allem mit Baumwolle und Reis zu versorgen. Der zweitgeborene Sohn, auf die Welt gekommen im Jahr 1937, ist der Vater des Betriebsleiters. Hier zeigt sich, wie schnell man bei einem Genogramm in anderen Teilen der Welt ist und unter gänzlich anderen Sozialstrukturen und Milieus, wo man dann schon auch selbst nachforschen muss, was hier erwartbare Handlungsoptionen wären.

Die Deutung dieses Fallbeispiels ist folgendermaßen:

Bereits in dieser (Großeltern-)Generation entstehen die Handlungsmuster von „Ankommen in der Fremde“ und „neue Anbautechniken anwenden“ sowie „mit einem herrschaftlichen und unterdrückenden System zu kommunizieren und darin Spielräume einer autonomen Lebensgestaltung zu finden und zu sichern.“ Damit setzen die Großeltern väterlicherseits bereits einen Rahmen, den die nächste Generation weiter umsetzen kann.

Abbildung 8: Fallbeispiel Adam: Genogramm des Betriebsleiters, mütterlicherseits



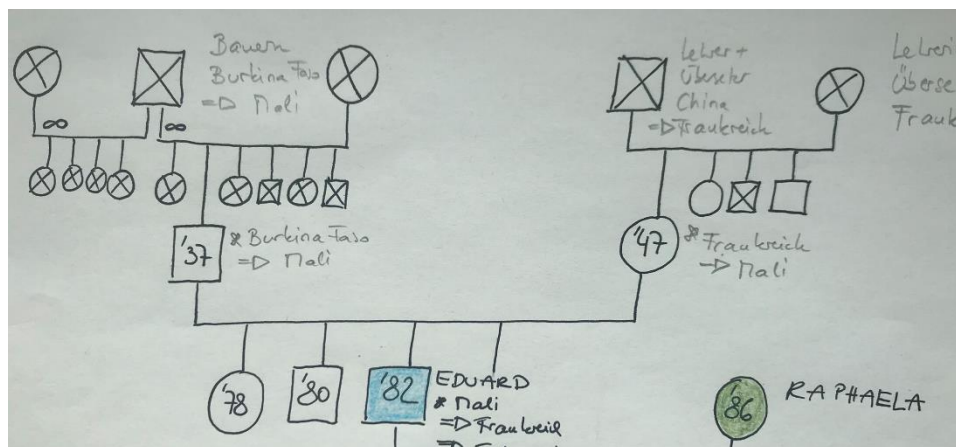
© Heistingner 2020

Die Mutter ist 1947 in Frankreich geboren, hat dann ihren Lebensort gewechselt und ist nach Mali übersiedelt. Ihr Vater war Lehrer und Übersetzer, der in Frankreich gelebt hat, selbst aus China stammte und in Frankreich seine Frau kennengelernt hatte. Diese war gebürtige Französin und war ebenfalls als Lehrerin und Übersetzerin tätig. Die Mutter des Betriebsleiters ist die erstgeborene Tochter.

Die Deutung ist folgendermaßen:

Auch auf der mütterlichen Seite ist das Verbinden verschiedener Kulturen sowie Migrationserfahrung prägend. Bildung hat in dieser Familie einen hohen Stellenwert. Es fällt leicht „in die Fremde“ zu gehen, sogar über Kontinente hinweg.

Abbildung 9: Fallbeispiel 1: vollständiges Genogramm des Betriebsleiters



© Heistingner 2020

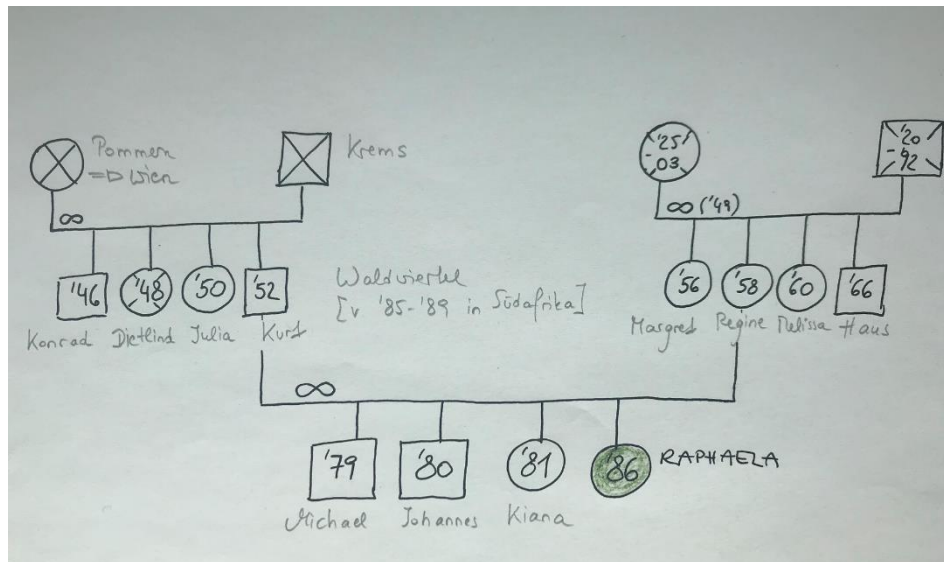
Wenn wir nun das vollständige Genogramm des Betriebsleiters, des 1982 geborenen *Eduard* aus dem Fallbeispiel Adam betrachtet, wurde folgende zusammenfassende Deutung/Fallstrukturhypothese erstellt.

In der Familie gibt es Ressourcen, die es ermöglichen, an neuen Orten rasch Wurzeln zu schlagen und sich auch sozial neu zu verankern. Aus der betrieblichen Perspektive der Unternehmensgründung lässt sich zusammenfassen: Die Handlungsmuster „Land fruchtbar machen“, „Neue Techniken

entwickeln und nutzen“ und „Mobilität, Migration/Ortswechsel“ und „Hohe Bildungsorientierung“ ziehen sich durch die Familienbiografie von Eduard ebenso wie eine hohe kommunikative Kompetenz, das Übersetzen zwischen verschiedenen Lebenswelten sowie eine hohe Anpassungsfähigkeit.

Wenn man noch die zweite Seite, d.h. das Genogramm der Betriebsleiterin gegenüberstellt, dann ergibt sich folgendes Bild.

Abbildung 10: Fallbeispiel Adam: Genogramm der Betriebsleiterin



© Heistingner 2020

Die Betriebsleiterin ist in diesem Fallbeispiel die 1986 geborene *Raphaella* (dieser Name wurde ihr im Forschungsprojekt gegeben).

Die Deutung/Fallstrukturhypothese ist folgendermaßen:

In Raphaelas Familie gibt es ein hohes Bildungskapital, drei von vier Großeltern waren bereits an der Universität. Die Großeltern väterlicherseits studieren unter dem nationalsozialistischen Regime in Wien Landwirtschaft. Eine zeithistorische Epoche, in der die nationale Selbstversorgung mit Lebensmitteln einen hohen Stellenwert hatte und daher Agraringenieuren eine hohe gesellschaftspolitische Bedeutung zugemessen wurde. Das Handlungsmuster „Aufstieg durch Bildung“ wird von der Großelterngeneration angelegt, die Elterngeneration vollzieht den Bildungsauftrag durch ihre Tätigkeit in der Entwicklungszusammenarbeit sowie durch das Veranstalten von Künstlersymposien. Weitere Handlungsmuster sind: „Migration und Erweiterung des Weltbilds“ sowie „als Familie als unkonventionell betrachtete Lebensentscheidungen treffen“.

IV) Genogrammarbeit als Beratungsmethode

Genogrammarbeit ist ein wesentliches Werkzeug in der Familientherapie. In der Beratung von Familienunternehmen sowie in der Beratung von Einzelpersonen bewährt es sich als ein hilfreiches Werkzeug, wenn es um „große“ Lebensentscheidungen und/oder betriebliche Entscheidungen geht: Die Neu-Ausrichtung eines Betriebs, die Gründung oder Auflassung von Betriebszweigen, sei es innerhalb oder außerhalb der Landwirtschaft oder außerbetrieblich sowie in der Phase der Übergabe/Übernahme eines Betriebes auf die nächste Generation oder auch bei Fragen der „passenden“ Vermarktungsform eines Betriebes.

Genogrammarbeit ist eine ressourcenorientierte und Ressourcen freisetzende Beratungsmethode, um für Klient*Innen Ressourcen aus ihrer aus ihrer Familienbiographie sichtbar, aber vor allem auch erlebbar werden zu lassen. Dabei geht es sehr stark um *Kompetenzen*, aber auch *Werte* und *Interessen*.

Abschließend soll noch kurz über den Begriff der *Resilienz*, wie er im Forschungsprojekt verwendet wurde, gesprochen werden.

Resilienzforschung gab und gibt es in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen. Seit ca. fünf Jahrzehnten werden Konzepte von Resilienz, die in der Ökologie wurzeln, zur Beschreibung und Analyse wirtschaftlicher Systeme und menschlicher Gemeinschaften herangezogen. Wir knüpfen nicht an diesem Resilienzbezug an. Vielmehr orientieren wir uns an der Sicht der *klinischen Soziologie*, die davon ausgeht, dass menschliche Lebensführung und Familiensysteme gar keine Stabilität im Sinne eines Gleichgewichtszustandes der inneren Abläufe erreichen können. Da die Entfaltung des eigenen Potentials ohne die Konfrontation mit Krisenmomenten gar nicht möglich ist, besteht der Soziologe *Bruno Hildenbrand* darauf, dass Krisen sogar konstitutiv für die Autonomie der Lebenspraxis sind. Der Mensch sei, so *Hildenbrand*, „durch eine Tendenz zur aktiven schöpferischen Bewältigung gekennzeichnet, je schwieriger dabei die Bedingungen wären, desto größer sei die Chance, dass schöpferisch gehandelt würde“ (*Welter-Enderlin & Hildenbrand 2006*).

Die Genogrammarbeit und die Genogrammforschung stärken insofern die Resilienz, als sie zeigen und erlebbar machen können, wie Menschen an die unmittelbaren Ressourcen der eigenen Familienbiografie(n) anknüpfen können. Da wir als Menschen immer Töchter oder Söhne von Vätern und Müttern, Enkel und Enkelinnen von Großmüttern und Großvätern sind, sind dies daher immer die Biografien zahlreicher Familienmitglieder.

Die Entscheidung *Eduards* und *Raphaelas*, den Betriebsleiter*innen im ersten Fallbeispiel, im Jahr 2015 in einer trockenen Region Niederösterreichs einen Bio-Gemüsebaubetrieb aufzubauen, erscheint aus der Perspektive jener Menschen, die hier in der Peripherie Niederösterreichs bereits in landwirtschaftliche Familienbetriebe hineingeboren wurden irrational. Kann hier doch aus ihrer Sicht maximal Gras wachsen. Doch *Eduard* bringt die familiär erworbenen Handlungsmuster „Land fruchtbar machen“ und „an neuen Orten rasch Wurzeln schlagen“ mit und kann diese als Ressourcen aktivieren. Immerhin waren sein Vater und sein Großvater als Bauer und als Agrartechniker in den 1940er bis 1970er Jahren im größten Bewässerungsprojektes Westafrikas engagiert. Vor diesem Hintergrund erscheint seine Entscheidung alles andere als irrational, sondern geleitet von familiärer Zuversicht in die eigenen Fähigkeiten und Handlungskompetenzen, sowie in die Beziehungsfähigkeit nach außen. Und *Raphaela* wiederum bringt die familiäre Erfahrung mit, dass man mit unkonventionellen Lebensentscheidungen als Familie ein gutes Leben führen kann.

Diskussion

Humer-Gruber (ÖAW Institut für Interdisziplinäre Gebirgsforschung Innsbruck): Aus den Vorgängergenerationen wurden sehr positive Beispiele gewählt. Ist das in einer eher negativen Richtung auch der Fall, warum diese Innovationen bzw. diese Resilienz dann nicht gegeben ist oder Betriebe dann nicht weitergeführt werden?

Heistinger: Herzlichen Dank für die Frage mit dem Blick auf die Betriebsaufgaben. Ich finde, dass das ein ganz unterschätzte Dimension in der Agrarforschung ist. Wir beschäftigen uns sehr stark mit Neugründungen von Betrieben und zu Fragen zu Betrieben, die weitergeführt bzw. weiterbewirtschaftet werden. Diese Dimension der Aufgabe von Betrieben und allem was damit mit den Familien verbunden ist, ist sehr stark unterbelichtet. Ich glaube, das könnte ein gesellschaftlich sehr wichtiges Forschungsthema sein. Aus der Dimension der Beratung möchte ich sagen, dass es in der Beratung bei dem Ansatz, mit dem ich arbeite, ganz stark darum geht, Ressourcen zu aktivieren und den Blick dorthin

zu lenken, wo sich für Klient*innen Ressourcen in der eigenen Biografie und in der eigenen Familienbiografie erschließen. Manchmal sind das Ressourcen, die ich als Beraterin nicht unmittelbar als Ressourcen benennen würde. Es geht darum, was für den Klienten/die Klientin eine Ressource ist. Wir haben dieses Fallbeispiel auch an einer Tagung an der FH Joanneum in Graz vorgestellt. Da waren sofort Fragen aus dem Publikum, von Menschen die einen Betrieb neu gegründet haben, ja was mache ich denn jetzt, wenn mein Vater oder Großvater nicht im größten Bewässerungsprojekt Westafrikas tätig war und ich das jetzt nicht mitbringen kann als familiäre Kompetenz. Meine Antwort damals war, dass ich es noch nicht erlebt hätte, dass jemand gar keine Ressourcen in der eigenen Familienbiografie erkennen kann. Das heißt jetzt nicht, dass es diese Fälle nicht gibt, aber meine Erfahrung ist es nicht. Es war erstaunlich, wie rasch dann vielen Leuten, die das gefragt haben, eigene Beispiele aus ihren Biografien eingefallen sind. Wenn jemand einen Betrieb neu gründet, dann kann zum Beispiel auch das familiäre Wissen beistehen. Es ist fast nicht möglich, dass jemand in seiner Familienbiografie über drei Generationen zum Beispiel keine Bäckerei oder kein verarbeitendes Unternehmen gehabt hat oder kein kleines Geschäft oder einen Handwerksbetrieb. Das sind ja auch Ressourcen aus der Biografie. Es muss ja nicht unbedingt ein landwirtschaftlicher Betrieb sein.

Larcher (Universität für Bodenkultur Wien, Institut für Nachhaltige Wirtschaftsentwicklung): Meine Frage geht zur Genogrammforschung. So wie ich es verstanden habe, wurden die Betriebsleiter*innen nach ihren Eltern und Großeltern gefragt. Ist es richtig, wenn ich annehme, dass mit den Eltern nicht selbst geredet wurde? Mit den Großeltern war es wahrscheinlich gar nicht mehr möglich.

Heistinger: Das war von Fall zu Fall unterschiedlich. Wenn mich die Betriebsleiter*innen an die Mutter oder an den Vater verwiesen haben, dann habe ich das Gespräch dort weitergeführt. In einigen Fällen war das so. In manchen Fällen war aber auch die Elterngeneration oder auch nur der Vater bereits verstorben. Viele hatten sich auch an die Daten im Erstgespräch nicht erinnert, sondern sie haben dann selber nachrecherchiert.

Larcher: Das erfordert nämlich eigentlich, dass ich über meine Eltern und Großeltern relativ viel weiß. Jede Familie bildet auch ihre Familienmythen, die weitererzählt werden, aber nicht unbedingt objektive Daten sein müssen. Wie geht man in der Genogramm-Forschung mit den Fehlstellen um? Ich nehme an, dass die Familie sozial definiert wurde. Diese familiäre Kompetenz weiterzugeben erfordert ja eine gemeinsame soziale Familie zu sein. Man muss ja da Kontakt mit den vorigen Generationen gehabt haben. Wie ist da der Ansatz? Dass ich den Schluss ziehen kann, weil meine Großeltern das gemacht haben, habe ich vielleicht jetzt die Kompetenz, wenn ich die vielleicht denen gar nicht begegnet bin. Wie geht man z.B. damit um, dass man zwar einen biologischen Vater oder Großvater hat, der aber in der sozialen Familie überhaupt nie eine Rolle gespielt hat?

Heistinger: Wie man mit dieser Differenzierung zwischen biologischen und sozialen Eltern umgeht, ist auch eine Forschungsfrage in der Genogramm-Forschung. Die Frage ist ja auch, wie man Wissen oder Muster die so weitergegeben werden, definiert. Das eröffnet ein weites Feld, auf das ich jetzt gar nicht eingegangen bin. Es wird auch etwas kontrovers diskutiert, wie man diese unbewussten Strukturen benennt und wie man damit umgeht. Grundsätzlich knüpft die Methode an das Habitus-Konzept von *Pierre Bourdieu* an, wo es um die Vermittlung zwischen Struktur und Praxis geht. Zur Frage der Fehlstellen: Auch Fehlstellen sind ja bereits eine Aussage. Wenn sich z.B. jemand spontan an Daten aus der eigenen Großmutterlinie erinnert und aus der Großvaterlinie nicht, dann ist das auch schon eine Aussage oder es kann genauso gut umgekehrt sein. Es ist auch eine Aussage, ob die Menschen diese Daten in der eigenen Familie recherchieren können oder nicht. Was für mich erstaunlich und gleichzeitig erfreulich war, dass alle neun Betriebsleiter*innen, das an was sie sich nicht erinnert haben, nachrecherchierten. Grundsätzlich gilt: Ja, man arbeitet mit den Daten, die man hat. Je nachdem kann man dann ausführlicher deuten oder man muss sich mit karger Angaben zurechtfinden. Es gibt

natürlich Familienmythen, das gibt es bei allen Familien. Diese subjektiven Familiengeschichten kann man in einen Bezug setzen zu dem was in der Genogramm-Forschung als „objektive“ Daten verstanden wird.

Untersberger (St. Peter in der Au): Ich finde die zu Beginn der beiden Referate getroffene Feststellung spannend, dass man im Zusammenhang mit der Entwicklung in einer geordneten Ernährungswirtschaft die soziale und die ökonomische Situation nicht von vorne herein mitbedacht hat. Das ist ein Manko, das möglicherweise bis in die Zukunft wirksam ist. Ich habe Kulturlandschaftsmanagement studiert. Da ist ja hinterlegt, dass man mehr oder weniger einen Plan für die Kulturlandschaft entwickeln sollte, wie die Kulturlandschaft zu benützen ist. Da gibt es natürlich interessante Modelle. Am interessantesten sind wohl jene, die darauf abstellen, dass man die Ressourcen der lokalen Bevölkerung stärken sollte. Dies ist meine Wahrnehmung über Jahrzehnte im Bereich der Agrarpolitik und in der gesamten Betrachtung der ländlichen Gesellschaften, dass bei uns in den Bereichen der Bildung, der Beratung und der Entwicklung genau das Gegenteil umgesetzt worden ist. Man hat uns nämlich systematisch Ressourcen entzogen. Unsere ganze handwerkliche Arbeit, unsere Kulturtätigkeit wurden degradiert und uns entzogen. Man hat dafür andere Bereiche massiv forciert, wie Verwaltung und Politik, die allerdings keine brauchbaren Handlungsalternativen für einen Großteil meiner Kollegen bewirkt haben. Werden diese Genogramm-Analysen für verschiedene Initiativen im Bereich der Verwaltung, der Interessensvertretung und der Politik gemacht oder wäre es nicht sinnvoll, wenn diese gemacht würden?

Heistinger: Ja, auf alle Fälle. Aus meiner Sicht werden große gesellschaftliche Entwicklungen immer an individuellen Biografien sichtbar und ablesbar. Das ist ja die große Stärke einer qualitativen Sozialforschung. Dafür sind unsere Methoden sehr gut geeignet und auch die Genogramm-Forschung ist sehr gut geeignet, um da einen Beitrag zu leisten, Veränderungen im Lebensalltag sichtbar zu machen und zu benennen sowie lokale Ressourcen sichtbar zu machen.

Stockinger (Bezirksbauernkammer Gmunden Vöcklabruck): Wie kann man die Ergebnisse aus der Forschung in den konkreten Beratungsauftrag implementieren, in die Unternehmensberatung von bäuerlichen Betrieben?

Heistinger: Die Menschen implementieren das selber in ihren Entscheidungen. Ein Beispiel kann ich da konkret nennen. Ein junger Demeter-Winzer, der den Betrieb der Eltern übernommen hat. In dieser Phase der Übergabe ist er zu mir in die Beratung gekommen. Wie wir sein Anliegen besprochen haben, stellte sich für ihn unter anderem die Frage, ob die Trennung des Betriebes in einen landwirtschaftlichen Betrieb und den Weinhandel als GmbH passt. Er sagte, dass er in seinem anthroposophischen Verständnis das eigentlich auflösen möchte und den Handel und die Primärproduktion zu einem gesamten Organismus auch rechtlich wieder zusammenführen möchte. Dabei ist er angestanden. Das war für ihn eine Herausforderung, weil das steuerrechtlich ja eigentlich ein Nachteil ist. Als wir sein Genogramm dargestellt haben, hat er gesehen, dass es auch in seiner Eltern- und Großelterngeneration auf deren Betrieben der Fall war, dass es auch rechtlich mehrere und unterschiedliche Organisationsformen gegeben hatte. Erstaunlicherweise war damit für ihn diese Frage geklärt. Der Handel blieb dann eine eigene GmbH und er konnte trotzdem seinen Weinbaubetrieb als einen landwirtschaftlichen Organismus sehen und bewirtschaften. Diesen Schluss hätte ich so nicht gezogen. Das war keine Interpretation von mir als Beraterin, sondern das war sein Schluss und seine Interpretationsfreiheit. Darum geht es aber auch in meinem Verständnis von Beratung, diese Selbstkompetenz zu stärken.

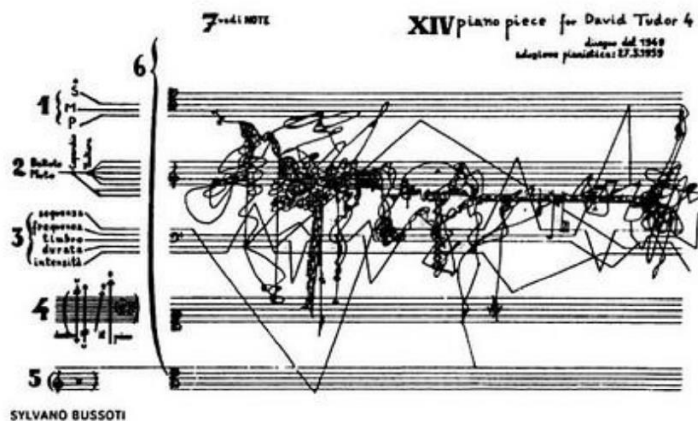


Im zweiten Teil der Arbeitssitzung referierte *Michael Schmölz* über *“GEBRAUCH, GEBRAUCHswert & GEBRAUCHSslandschaft - zum Zusammenhang von landschaftlicher Raumstruktur und sozialem Gebrauch.”* *Schmölz* studierte Landschaftsarchitektur und Urbanistik an der *Technischen Universität in Freising/München* und der *Sverige Lantbruk Universität in Alnarp/Malmö*. Zwischen 2012 und 2018 arbeitete er als Landschaftsarchitekt u.a. bei *realgrunlandschaftsarchitekten*, München, *Latz und Partner*, Kranzberg und *OK.Landschaft*, München. Seitdem ist er als freischaffender Landschaftsarchitekt und Stadtplaner mit Gleichgesinnten im Netzwerk *gruppe dezentral* tätig. Seit 2014 erforscht und lehrt er das konzeptionelle, gestaltgebende Entwerfen von Freiraum und Landschaft als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der *Professur für Landschaftsarchitektur regionaler Freiräume* der *Technischen Universität in München*.

Schmölz weist darauf hin, dass er von seiner Ausbildung Landschaftsarchitekt und Urbanist und kein Soziologe ist. D.h. bei seinen Betrachtungen steht eine „raumsoziale“ Perspektive immer an erster Stelle. Sein Forschungsschwerpunkt - die gegenseitige Bedingtheit räumlicher Form und sozialer Praxis - bewegt sich beidseitig entlang der Schnittstelle räumlicher und soziologischer Fragestellungen.

i) Struktur der Inhalte

Abbildung 1: Rhizom, Plateaus, Gedankenlinien



Grafik zur Einleitung von *Mille Plateaux*, Partitur von Sylvano Bussotti @ creative commons, by-nc-sa

Beginnen möchte ich mit diesem einleitenden Diagramm aus *Mille Plateaux* von *Gilles Deleuze & Félix Guattari* (dt. *Tausend Plateaus* 1992), welches die rhizomatische Struktur ihres Buches bildhaft darstellt. Auch in diesem digitalen Vortrag, bei dem die Möglichkeit des Zwischenfragens nicht uneingeschränkt gegeben ist, soll Sie diese Abbildung einladen an jedem Punkt meiner Gedankenlinien (vgl. *Deterritorialisierungslinien* bei *Deleuze & Guattari*), an jedes *Plateau*, das ich ausführe, anzuschließen. Abschließend können wir versuchen diese Linien in einer gemeinsamen Diskussion weiterzuspinnen, zu neuen Plateaus zu verdichten oder eventuell auch zu brechen.

ii) Struktur des Vortrags

Entgegen der rhizomatischen Struktur der Inhalte meiner Forschung zum Thema des *Gebrauchs* habe ich in diesem Vortrag versucht, meine Auseinandersetzung mit dem Thema chronologisch zu ordnen, angefangen von meiner ersten Begegnung mit dem Begriff bis hin zu den Thesen und Fragestellungen die sich in meiner Forschung bis heute daraus entwickelt haben. Beim Zusammenstellen des Vortrags wurde mir dabei der iterative Charakter meiner Forschung deutlich. Die Gliederung der folgenden Gedanken enthält infolgedessen mehrere vermeintliche Kreisschlüsse, die aber in Form einer wiederkehrenden, kritischen Reflektion bestehender Argumentationszusammenhänge – also eher als Spirale - stets einen neuen Erkenntnisgewinn mit sich bringen.

Ich möchte diesen Vortrag mit dem Fazit meiner Masterarbeit von 2013 beginnen. Sie war Ausgangspunkt für meine weitere Beschäftigung mit dem Thema des *Gebrauchs*. Danach werde ich erklären, wie ich mich der Sphäre des *Gebrauchs* durch das Studium bestehender Konventionen zur räumlichen Planung, aber auch in einer theoretischen Auseinandersetzung mit dem Begriff des *Gebrauchs* weiter angenähert habe. An einem Fallbeispiel, einem *Mapping*^{*}, werde ich dann aufzeigen, wie sich das theoretisch Erfasste konkret im Feld artikuliert. Zum Schluss werde ich zwangsläufig ein relativ offenes Fazit ziehen, das zum aktuellen Stand mehr Fragen aufwirft, als dass es Antworten gibt. Die hier zur Diskussion gestellten Gedanken sind nicht das Ergebnis eines abgeschlossenen Forschungsprojektes, sondern noch im Entstehen.

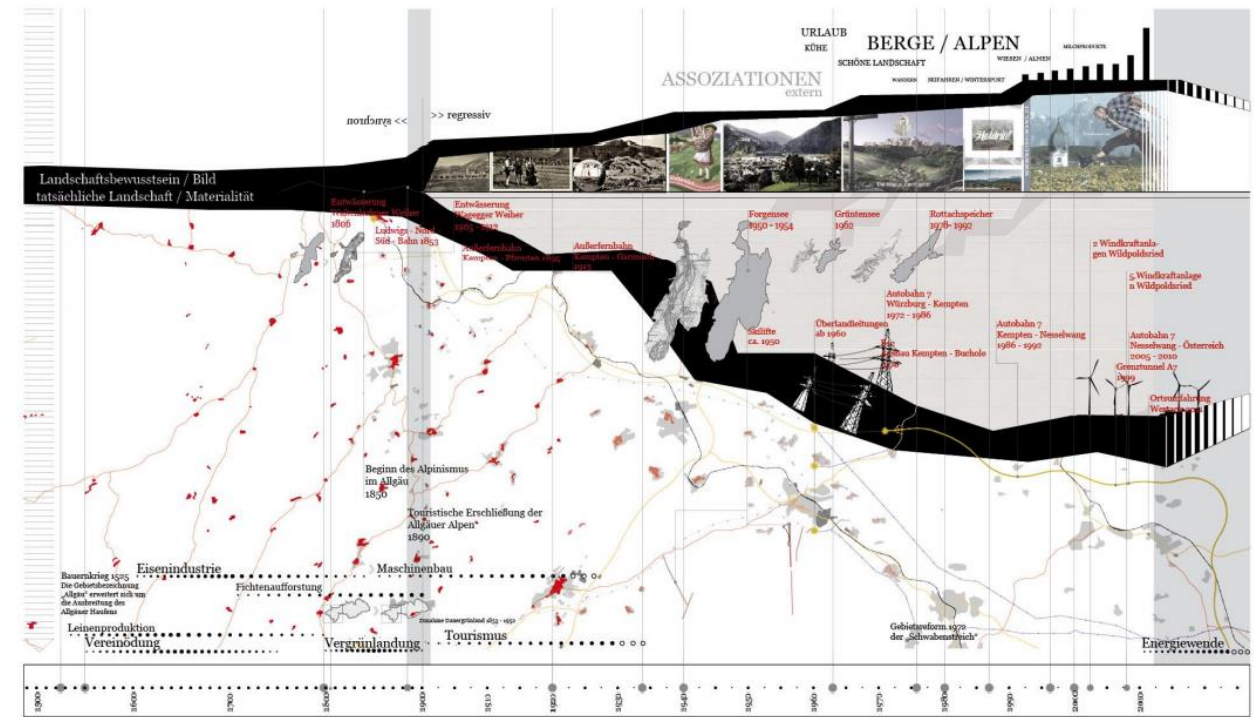
I) GEBRAUCHSAllgäu – Charakterstudie einer Landschaft

Meine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema des *Gebrauchs* und dessen räumlicher Artikulation begann zunächst eher intuitiv in meiner Masterarbeit „*Gebrauchsallgäu – Charakterstudie einer Landschaft*“ (Schmölz 2013). Der Titel der Arbeit entstand in dieser Form erst gegen Ende der Arbeit. Zu Beginn meiner Masterarbeit stand die Frage, wie man aus Perspektive der Landschaftsarchitektur historisch gewachsene Kulturlandschaften gemäß sich ständig verändernder gesellschaftlicher Raumansprüche und dem Hinzutreten neuer Kulturlandschaftselemente sinnstiftend weiterentwickeln kann. Und dies im Speziellen vor dem Hintergrund, dass man sich trotz immer fortwährender und notwendiger Veränderungen der Landschaft stets auf das traditionelle, scheinbar unberührte Bild der Region beruft. Dieser Frage wollte ich am Beispiel des Allgäus nachgehen. Das Allgäu steht hierbei idealtypisch für viele Regionen, deren Diskurs zu landschaftlichen Qualitäten von eben solchen Bildern scheinbar unberührter Landschaften dominiert wird. Zugleich bedient es als eine touristische, attraktive Landschaft viele Stereotype des bayerischen Voralpenlandes. Ich stelle immer wieder fest, dass gerade in solchen bildhaft *etablierten* Landschaften ein relativ vehementer Widerstand gegenüber räumlichen

* *Mapping* beschreibt das Erstellen von Karten, in denen über das bloße Sammeln topografischer Daten hinaus auch nicht-physische, z.B. psychologische oder kulturelle Informationen, in Landkarten-ähnlichen Bildern wie *mental maps* räumlich dargestellt werden.

Auswirkungen gesellschaftlich bedingter und teilweise notwendiger Veränderungen besteht. Die emotionalen Diskussionen zur Rückkehr der Erneuerbaren Energien in die Landschaft, zu vielfältigen, neuen Lebensstilen und -formen auch in ländlichen Regionen, zu nationalen und internationalen Migrationsbewegungen sind nur einige Beispiele dafür.

Abbildung 2: Landschaftsbewusstsein und Landschaftsveränderung



© Schmölz, 2013

Das hier dargestellte *rhizomatische Mapping* zu Landschaftsbewusstsein und Landschaftsveränderung im Allgäu visualisiert die oben eingeführte Problemstellung zum divergierenden Verhältnis zwischen der „materiellen, tatsächlichen Landschaft“ dem Bewusstsein, dem kognitiven Bild, das man sich über diese Landschaft macht.

In diesem Mapping wird diese divergierende Bewegung (schwarze Balken) mit weiteren geographischen, zeitlichen, begrifflichen und phänomenologischen Informationsebenen überlagert und damit kontextualisiert. Auf der x-Achse ist von links nach rechts der zeitliche Verlauf von 1600 bis heute aufgetragen. Entlang dieser Achse entfaltet sich die zunehmende Divergenz zwischen dem Bild und der materiellen Landschaft (schwarzer Balken). Man sieht, dass sich die tatsächliche Landschaft und das kognitive Bild davon ab 1900 deutlich auseinanderentwickeln. Darüber hinaus kann man erkennen, folgt man Umfragen zum Bild der Allgäuer Landschaft[†], dass sich das divergierende Moment der Bildebene (oberer schwarzer Strang) auf der y-Achse nur wenig vom Urzustand entfernt hat. Die Wahrnehmung der

[†] Umfragen der *Fachhochschule Kempten* (Bauer, 2008) zeigen, befragt man Touristen nach ihren Assoziationen zum Begriff *Allgäu*, dass sich diese auf wenige Hauptbegriffe reduzieren: Käse, Kühe, und Wiesen (45,2%), Gebirge, Berge (42,1%), Urlaub/schöne Ferien (23,4%) und schöne Landschaft (11,9%). Diese Begriffe prägen in der touristischen Werbung maßgeblich das Bild des Allgäus.

Allgäuer Landschaft ist nach wie vor geprägt vom Bild einer agrarischen Kulturlandschaft, die mit der *Vergrünlandung* um 1900 entstanden ist. Dieses Bild wird seit Beginn des 20. Jahrhunderts mit der touristischen Erschließung des Allgäus nachgefragt und hat sich auch seitdem nur wenig verändert.

Obwohl viele neue Kulturlandschaftselemente Eingang in die tatsächliche Allgäuer Landschaft gefunden haben, sind diese im Landschaftsbewusstsein der Besucher des Allgäus, aber auch der Allgäuer Bevölkerung, unterrepräsentiert. Sie werden entweder ausgeblendet oder quasi notgedrungen ertragen.[‡]

Dass sich das Allgäu ständig verändert zeigt der untere schwarze Strang. So haben vor allem wirtschaftliche Umbrüche immer wieder erheblichen Veränderungen der tatsächlichen Allgäuer Landschaft zur Folge gehabt: Der Übergang vom Flachsanbau, über die Eisenproduktion zum grünen Allgäu der Milchwirtschaft erfassten das ganze Gebiet des Allgäus. Vor allem seit Beginn des 20. Jahrhunderts verändert sich die tatsächliche Landschaft mit der verkehrstechnischen Erschließung, dem Siedlungswachstum und der touristischen Inwertsetzung unvergleichbar schnell und kaum nachvollziehbar. Obwohl viele *neue Kulturlandschaftselemente* teilweise landschaftsprägende Wirkung entwickeln, finden nur wenige davon Eingang in das Bild „das Allgäu“. Positive Ausnahmen stellen dabei die zur Energiegewinnung künstlich angelegten Stauseen: *Grüntensee, Rottachspeicher, Forggensee* dar, die neben ihrer ingenieurstechnischen Zweckbestimmung hinaus noch weitere sozialräumliche Qualitäten als Begegnungs- und Erholungsorte zulassen.

Die Divergenz zwischen Bild und tatsächliche Landschaft, zwischen dem was man als „gestörte“ Landschaft stigmatisiert und dem Bild einer scheinbar „intakten“ Landschaft, die möglichst so erhalten werden soll, führt in letzter Konsequenz auch zu einer räumlichen Zweiteilung innerhalb der Landschaft des Allgäus.

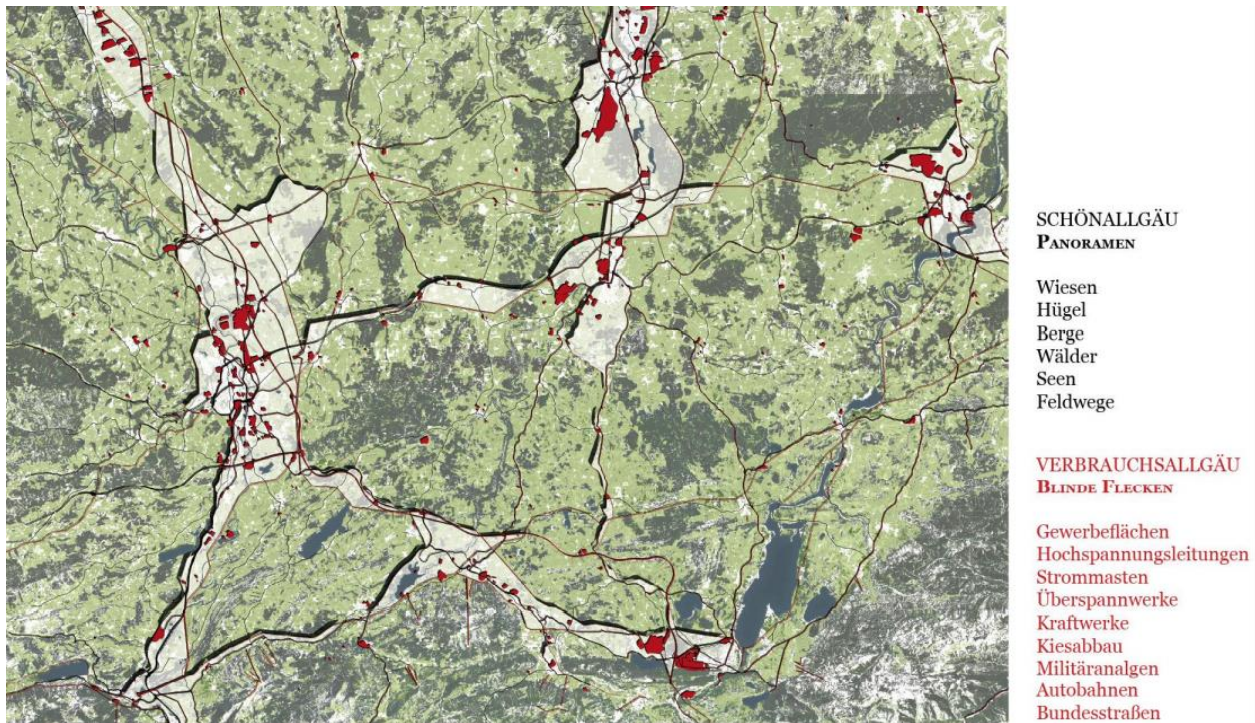
Betrachtet man diese Zweiteilung auf einer Karte (Abbildung 3), dann sieht man wie sich die zwei Teilsysteme auch flächig zueinander verhalten. Auf der einen Seite stehen die „*Schönlandschaften*“[§] – dh. *musealisierte Bilderbuchlandschaften*, aus denen man möglichst alles Neue fernhält, da dieses Neue stets als Störung identifiziert wird. Auf der anderen Seite haben wir als Kehrseite der Medaille und Konsequenz dieser Zweiteilung „*Verbrauchslandschaften*“, in denen sich alles akkumuliert, was man in den „*Schönlandschaften*“ nicht haben will. In der Raumplanung werden solche Räume als „*vorbelastete*“ Gebiete bezeichnet. Nach der Logik der aktuellen Planung sind solche Gebiete dann für störende neue Elemente empfänglicher als es die geschützten „*Schönlandschaften*“ sind. Ein klares Werturteil zwischen diesen beiden Typen ist dieser Logik implizit.

[‡] Wenn sich Landschaften schneller verändern als die Bilder von Ihnen, und das ist der Regelfall, spricht man nach *Detlev Ipsen (2006)* von einem *regressiven Landschaftskonzept*. Das Einfrieren des Landschaftsbildes hat aber zur Folge, dass eine Kulturlandschaft, wie sie beispielsweise das Allgäu darstellt, die sich immer verändert hat, zu einem starren, musealen Bild reduziert wird.

Die Tatsache, dass man sich an den althergebrachten, landschaftlichen Qualitäten des Allgäuer Landschaftsbilds orientiert, ist an sich nicht das Problem, war und ist das Bild des Allgäus doch immer noch sehr erfolgreich. Problematisch wird die künstliche Konservierung nur, wenn dieses Bild zum Ausschlusskriterium für notwendige Veränderungen wird und Bilder alter Kulturlandschaften zu Leitbildern für zukünftige Kulturlandschaften werden: D.h. wenn sich diese konservierende Haltung sogar institutionalisiert. Folgt man der Argumentation des *Regionalplans der Planungsregion 16 (Region Allgäu)* so wird im Speziellen das Landschaftsbild im Gegensatz zur Infrastruktur oder zur Siedlungstätigkeit nicht als Gut verstanden, dass es zu entwickeln, sondern zu bewahren gilt.

[§] Die Arbeitsbegriffe der „*Schön- & Verbrauchslandschaften*“ sind angelehnt an Benedikt Loderers pointierte Unterscheidung der Schweiz in „*eine Schön- & eine Verbrauchsschweiz*“. (vgl. Loderer, Benedikt (2014): *Die Landesverteidigung, eine Beschreibung des Schweizerzustands*, Edition Hochparterre, Zürich)

Abbildung 3: „Schönlandschaften“ und „Verbrauchslandschaften“



In den ländlichen Residuen und Panoramen, die dem Bild des Allgäus noch weitgehend übereinstimmen, liegt ein privilegiertes „SchönAllgäu“. Zum SchönAllgäu gehören die Wiesen, die Berge, die Kühe, die Seen, die Wälder, die Feldwege, die Kirchen und Schlösser, alles was unberührt, harmonisch, malerisch und historisch daherkommt. Urbane Bänder, technische Korridore und blinde Flecken vertreten dagegen eine Infrastrukturlandschaft Allgäu, die ertragen wird - ein unterrepräsentiertes, stigmatisiertes „VerbrauchsAllgäu“. Zum VerbrauchsAllgäu gehören die Gewerbeflächen, die Hochspannungsleitungen, die Kraftwerke, die Autobahnen und Bundesstraßen, die Kiesabbaulöcher, die Militäranlagen und die ausgefransten Dörfer und Städte, alles was eine moderne Gesellschaft braucht und verbraucht. © Schmölz 2013

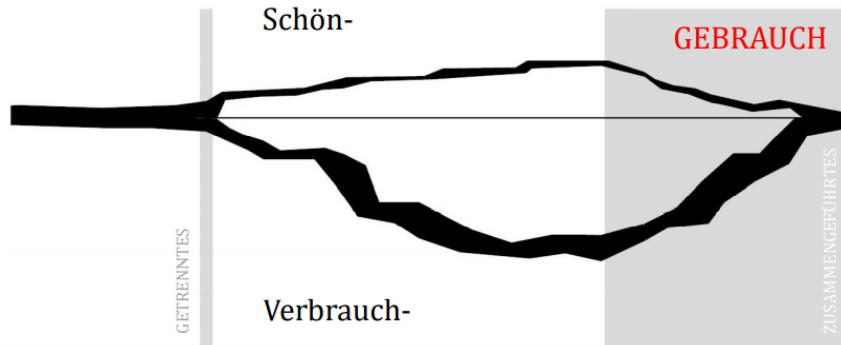
Vor diesem Hintergrund fehlt sowohl für die stigmatisierten „Verbrauchslandschaften“ als auch für die musealisierten „Schönlandschaften“ ein positiver Entwicklungs- und Gestaltungsauftrag. Bei den „Verbrauchslandschaften“ nimmt man hin, dass alles Negative, alles was man nicht haben will, akkumuliert wird. Bei den „Schönlandschaften“ wird der Status-quo, bzw. vielmehr der Status-quo ante eingefroren und vor jeglicher Veränderung geschützt.

Dabei sind doch beide Systeme unabdingbare Bestandteile der Allgäuer Kulturlandschaft, die in einer gegenseitigen Abhängigkeit zueinanderstehen. Allein schon, weil beide Systeme dem Grundsatz der *gleichwertigen Lebensbedingungen* verpflichtet sind, muss in Zukunft mit beiden Räumen verantwortungsvoll umgegangen werden. Dazu benötigt es aber unterschiedliche Strategien, die sich aus den jeweiligen gewachsenen Eigenarten und Logiken entwickeln sollen.

Bezogen auf die zwei Teilsysteme muss es also künftig darum gehen, durch eine sinnstiftende und nachvollziehbare Integration neuer Kulturlandschaftselemente eine urbanisierte Landschaft „Allgäu“ zu etablieren, die nicht ertragen werden muss, sondern gestaltet wird: zum einen, ein *Gebrauchsallgäu* anstelle eines *Verbrauchsallgäus*, das als positive Facette und urbane Erweiterung des Allgäuer Portfolios angesehen wird, zum anderen ein *Schönallgäu*, das sein integratives Potenzial nutzt um Veränderungen

zukunftsweisend zu begegnen, statt zu einer Museumslandschaft zu verkommen. Nicht weniger ambitioniert lauteten damit der Arbeitsauftrag und das Versprechen meiner Masterarbeit.

Abbildung 4: Dialektische Aufhebung: von „SCHÖN-“ und „VERBRAUCHS-“ zu „GEBRAUCHSlandschaften“



Diese Abbildung stellt die Hypothese und das Zielbild der in Abbildung 2 aufgespannten Problemstellung dar. Sie visualisiert die Hinwendung zum Begriff des Gebrauchs. © Schmölz 2020

Worauf ich mich diesbezüglich in diesem Vortrag nun konzentrieren will ist eben die Problemstellung der „getrennten Welten“ und die damit einhergehenden Konsequenzen. Nicht nur die *Logik der Trennung*, sondern auch die dem Wert nach unterscheidender Ungleichbehandlung des jeweils *Getrennten* war für mich als Planer Anlass für die weitere Auseinandersetzung mit diesen Problematiken. Als begriffliche Figur und Arbeits-Hypothese habe ich dazu die relativ intuitiv gewählten Begriffe „Schön“ und „Verbrauch“ dialektisch im Sinne von These und Antithese gegenübergestellt. Das Potenzial der dialektischen Aufhebung dieses begrifflichen Gegensatzes und damit auch zur neuen Zusammenführung dessen, was sich im letzten Jahrhundert voneinander getrennt hat, lag für mich im Begriff des *Gebrauchs*. Das was sich voneinander gelöst hat, kann im *Gebrauch* wieder zusammenfinden. Dies war letztlich die Anfangsthese mit der ich in meine jetzige Forschung gestartet bin. *Gebrauch* habe ich damals als „das Zusammenführen von Getrenntem in der raumsozialen Praxis des alltäglichen Lebens“ verstanden (Schmölz 2013).

II) GEBRAUCH in bestehenden Konventionen

Nun hatte ich also den *Gebrauch* als theoretischen und praktischen Arbeitsbegriff für meine weitere Forschung entdeckt und gesetzt. Um diesen Begriff hat sich im Rhizom meiner eigenen Forschung nach und nach ein *Plateau* entfaltet an dem sich mehrere Gedankenlinien (*Deteritorialisierungslinien*) verdichten. Zwei dieser Linien möchte ich kurz nachzeichnen. Auf einer disziplinär-praktischen Ebene ist der *Gebrauch* als ein Kriterium landschaftlicher Qualität bereits verankert. Dazu drei Beispiele aus zeitgenössischen Konventionen räumlicher Entwicklung:

- Die holländische Handreichung „*Nota Landschap*“ (LNV, 1992) definiert den Begriff der *Gebrauchstauglichkeit* als eine zentrale Qualität von Landschaften. Sie bezieht sich dabei auf *Vitruv* (Marcus Vitruvius Pollio) und seine *Zehn Bücher über Architektur*, in denen er den Dreiklang von Gebrauchstauglichkeit („*utilitas*“), Schönheit („*venustas*“) und Robustheit („*firmitas*“) aufspannt (*Vitruv*, ca. 900).
- In der *Europäischen Landschaftskonvention* (Europarat 2000) werden um den Begriff des *alltäglichen*

sozialen Gebrauch explizit diejenigen Probleme, die auch mir in meiner Auseinandersetzung mit dem Allgäu aufgefallen sind, festgestellt und als Handlungsfeld benannt. Erstens, dass „Landschaft überall einen wichtigen Teil der menschlichen Lebensqualität darstellt: [...] in beeinträchtigten Gebieten ebenso wie in Gebieten von hoher Qualität, in besonders schönen Gebieten ebenso wie in gewöhnlichen Gebieten.“ (*Europarat 2000, Präambel*). Zweitens verpflichten sich die Parteien dem Punkt *Spezifischen Maßnahmen (Artikel 6)* folgend, zur Verbesserung der Kenntnis ihrer Landschaften die „besonderen Werte, die ihnen von den direkt Betroffenen und der betroffenen Bevölkerung beigemessen werden“ zu untersuchen.

- In *Landschaftsvertrag (Schöbel 2018)*, einem von unserer Professur herausgegebenen Buch, haben wir in der Diskussion mit unterschiedlichsten Akteur*innen der räumlichen Planung festgestellt, dass ein Vertrag zur Landschaft, in dem Landschaft als ein verbindliches, gesellschaftliches Projekt definiert wird, eine Frage grundsätzlich nach dem *sozialen Gebrauch* der Landschaft stellen muss. Dabei ist aus landschaftsarchitektonischer Perspektive vor allem die Beziehung zwischen dem *sozialen Gebrauch* und der konkreten Raumform in ihrer gegenseitigen Bedingtheit von besonderem Interesse.

III) GEBRAUCH in der Raumtheorie: Feldarbeit in der Literatur

Neben dieser institutionalisierten Verwendung hat der Begriff des *Gebrauchs* auch in der Raumtheorie eine lange Tradition. Dabei kann im historischen Überblick festgestellt werden, dass sich die Sphäre des *Gebrauchs* von einer passiven, beobachtenden Deutung, wie sie noch bei *Martin Heidegger (1927/2006)* und *Walter Benjamin (1935/2013)* beschrieben wird, hin zu einer aktiven, interventionistischen, subversiven Interpretation des Begriffs gewandelt hat. *Gebrauch* wird im Letzteren im Sinne einer schöpferischen, schaffenden Aneignung und im strikten Gegensatz zu Eroberung, Ausbeutung und Unterwerfung verstanden und konzipiert.

In dieser Sphäre der Begriffsdeutung ist *sozialer Gebrauch*:

- *alltäglich*: habituell, unterschwellig, im reflexiven Bewusstsein, taktil „eher beiläufiges Bemerkten, als angespanntes Aufmerken.“ (Benjamin 1935, 2013)
- *subversiv und interventionistisch*: eine Kritik der Rationalität und technischen Vernunft der Moderne (*Lefebvre, Situationisten*), an Autorenarchitektur & technokratischen, aufoktroierten Masterplänen (*Situationisten, Lefebvre, Spitthöver, ...*)
- *werkhaft*: Oevre, schöpferischer Akt (*Lefebvre, Anders*), nicht passive Nutzer*in, sondern „eine Architektur ins Werk setzende*r Bewohner*in“ (*Pinson, Lefebvre, ...*)
- *kreativer Überschuss*: Fest, leiblich (*Lefebvre, Situationisten, Pinson*)
- *kollektiv*: Begegnung, Austausch, Versammlung (*Lefebvre*)
- *Erfahrungswert*: konkreter Umgang mit Gebautem, bei dem das Gebaute in seiner eigenen Physis erfahren wird (*Führ, Janson, Wolfrum, Dürckheim*)

Eine Kernfigur im raumtheoretischen Diskurs zum *Gebrauch* ist *Henri Lefebvre*. *Lefebvre* war ein französischer Soziologe und Philosoph, dessen Schaffensschwerpunkt in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts zu verorten ist. Er war Marxist, gleichzeitig schärfster Kritiker eines dogmatischen Marxismus und Vertreter des Dialektischen Materialismus. *Lefebvre* hat zur Zeit des „*spatial turns*“ mit seinem Schlüsselwerk „*la production de l'espace*“ (1977), zur sozialen Produktion des Raums, aber v.a. in „*la revolution urbaine*“ (1972) die historisch materialistische Werttheorie von *Marx* und *Engels* auf den Raum unserer Städte übertragen. Vor allem in den letzten Jahrzehnten erfährt sein Werk in Geographie und Architektur eine breite Aufmerksamkeit.

Er geht davon aus, dass Raum ein Produkt sozialer Strukturen ist und demgemäß durch soziales Handeln stets aufs Neue produziert wird.

Abbildung 5: Achse der Urbanisierung (Lefebvre 1970)



© Schmölz 2020

Ein zentrales Element Lefebvres Theorie ist sein Konzept der Urbanisierung. In „*la revolution urbaine*“ entwirft Lefebvre 1972 eine Achse der vollständigen Urbanisierung als eine dialektische, zeitliche, räumliche und gesellschaftliche Entwicklung. In Anlehnung an dieses Konzept will ich nun im dialektischen Sinne versuchen Probleme und gleichzeitig auch Potenziale zeitgenössischer Landschaften zu benennen.

In Lefebvres Achse der Urbanisierung beschreibt er den zeitlichen aber auch sozialräumlichen Übergang von einer *ruralen*, über eine *industrielle* hin zu einer *urbanen Gesellschaft*. Dabei ist die *urbane Gesellschaft* keine vollständig erreichte Wirklichkeit, sondern real-utopische Hoffnung und logische Konsequenz des geschichtlichen Prozesses. Wir befinden uns nach Lefebvre seit der Industrialisierung im Übergang von einer *industriellen* in eine *urbane Gesellschaft*. Obwohl eine *industrielle Logik* weite Teile unserer alltäglichen Lebens- und Arbeitswelten prägt, sind in dieser schon die Samen, respektive Verheißungen einer *urbanen Gesellschaft* angelegt.

Gemäß seinem Verständnis von Raum als gesellschaftlich hergestelltes, durch Handeln konstituiertes Produkt sozialer Praxis, hat jede Gesellschaft einen ihrer sozialen Praxis entsprechenden Raum und wird durch diesen wiederum geformt. Eine *rurale Gesellschaft* produziert einen *ruralen Raum*, eine *industrielle Gesellschaft* einen *abstrakten Raum* und eine *urbane Gesellschaft* einen *urbanen / differentiellen Raum*. Diese unterscheiden sich in der jeweiligen Logik der (Raum)-Produktion. Die Art und Weise der Raumproduktion folgt bei Lefebvre aufbauend auf der *marxschen Werttheorie* zu Gebrauchs- und Tauschwert einer Ware jeweils einer unterschiedlichen Wertelogik. Dabei ist für eine *industrielle Gesellschaft* und den von ihr produzierten *abstrakten Raum* die Vorherrschaft des Tauschwertes typisch, für eine *urbane Gesellschaft* und den *urbanen / differentiellen Raum* die des Gebrauchswertes.

In seiner *historisch materialistischen Werttheorie* geht Marx von dem Doppelcharakter des Wertes einer Ware aus. Dabei besitzt jede Ware einen Gebrauchs- und einen Tauschwert. Der Gebrauchswert ist der unmittelbare, konkrete Nutzen einer Ware. Dieser wird durch den Alltagsgebrauch individuell definiert. Der Tauschwert hingegen ist ein abstrakter Wert und wird durch die Verfügbarkeit einer Ware bestimmt. Er ist der Wert einer Ware, den sie im Tausch erzielt. Laut Marx sind Waren als Gebrauchswert von verschiedener Qualität, als Träger von Tauscheigenschaften können sie nur von verschiedener Quantität sein (Marx 1957).

Marx (1957, 16 f.) geht weiter davon aus, dass [...] „die in jedem Ding versammelte Ganzheit vieler Eigenschaften und daher vielfältige Nützlichkeit in einer Tauschwertlogik homogenisiert und fragmentiert wird.“ Er beschreibt den Tauschwert als eine quantitative Abstraktion des Gebrauchswertes. In der Logik des Tauschwertes wird die in jedem Ding versammelte Ganzheit vieler Eigenschaften und daher vielfältige Nützlichkeit homogenisiert und fragmentiert.

Was *Marx* für die Produktionsverhältnisse in den Fabriken des 19. Jahrhunderts beschreibt, überträgt *Lefebvre* im 20. Jahrhundert auf die Logik der Produktion unserer städtischen Räume. Auch hier stellt er fest, dass unsere zeitgenössische *industrielle Gesellschaft* in einer am Tauschwert orientierten Nutzungs- und Verwertungslogik einen *abstrakten Raum* produziere, in dem „[...] spezifische Räume des Gebrauchs durch die Nivellierung von Differenzen und die Trennung von Funktionen homogenisiert [...]“ werden (*Lefebvre, 1977, 14*). Gleichzeitig wird der *abstrakte Raum* durch die ihm inhärente Logik der Trennung von Funktionen sowie durch administrative Einteilungen oder parzellenweisen Grundstückshandel fragmentiert (*Lefebvre, 1977*). Grundsätzlich ist der *abstrakte Raum* homogen, fragmentiert, reduziert, quantitativ, am Bild orientiert, getrennt, nivelliert und damit austauschbar.

Die Kritik an der industriellen Praxis geht für *Lefebvre* aus der Analyse des Massenwohnungsbaus der Nachkriegszeit in Paris zurück, der für die städtische Gesellschaft in dem Zwang münde „sich in homogenisierten Wohnmaschinen“ einschließen zu lassen. Durch die vollständige Nivellierung von Differenzen und die strikte Trennung von Funktionen gingen die qualitative Vielfalt, das schöpferische Potenzial des Urbanen verloren. Dies führe nach *Lefebvre* zu einer entfremdeten Lebensumwelt, zu der man nicht mehr vermag sich in ein sinnstiftendes Verhältnis zu setzen. Wie der Arbeiter sich bei *Marx* in einem industriellen, abstrakten, arbeitsteiligen Produktionsprozess von den von ihm geschaffenen Produkten, von der eigenen, produzierenden Tätigkeit und damit in letzter Konsequenz von sich selbst und den anderen Menschen entfremde (*Marx, 1844/1932*), so entfremde sich der moderne Mensch nach *Lefebvre* durch die Totalität des *abstrakten Raumes* in allen Lebensbereichen von seiner räumlichen und sozialen Lebensumwelt.

Der *abstrakte Raum* ist ein entfremdeter Raum. Äußere Zwänge, die Trennung aller Lebensbereiche, Arbeit aber auch Freizeit und Familie „als das scheinbar Private und Andere der alltäglichen Arbeit“ (*Wagner 2017, 78*), eine technokratische Verwaltung der menschlichen Existenzbedingungen, determinierte Wahrnehmungs- und Handlungsweisen (*Ronneberger, 2011*), die Vergegenständlichung der menschlichen Tätigkeit (*Marx*) und vieles mehr hindern den Menschen daran, einen Bezug zum Produkt, der eigenen Arbeitskraft, der Lebenswelt aufrechtzuerhalten (*Jaeggi, 2005*) und damit an dessen freier, selbstbestimmter Entwicklung.

„Das gesellschaftliche Zusammenwirken in der Produktion des Lebens erscheine den Individuen nicht als ihre eigene Macht; sie sei eine fremde, außer ihnen stehende, durch die gesellschaftlichen Beziehungen vermittelte Gewalt.“ (*wikipedia zu Entfremdete Arbeit*).

Halten wir fest: Am Tauschwert orientierte Räume zeichnen sich durch Homogenität, Bildhaftigkeit, Trennung von Unterschiedlichem und die Nivellierung von Differenzen aus. Sie sind Produkt einer industriellen, kapitalistischen Gesellschaft, wie der unseren in den letzten 150 Jahren, klassische Logiken der *Moderne*.

Das dem *abstrakten Raum* zugrunde liegende „Paradigma der Trennung“ (*Schöbel, 2018*) - Funktionstrennung statt -mischung, homogene statt heterogene Landschaften, Arbeit getrennt von Wohnen statt deren fruchtbaren Kombination ist geronnenes Erbe der Charta von Athen und nach wie vor Grundlage unserer zeitgenössischen Raumordnung. Dazu kommt, dass Spekulation, Privatisierung, die Kommerzialisierung öffentlicher städtischer Räume aber auch die städtebauliche administrative Planung heutzutage, so *Lefebvre*, in einer Tauschwertlogik zur Homogenisierung und Fragmentierung beitragen. Folglich entstehen monofunktionale Wohn- und Gewerbegebiete, touristische Freizeitzone, abgeschlossene Schutzgebiete und vieles mehr. (*Schmölz, 2018, 208*).

Wie weit die von *Lefebvre* in seiner Kritik der Urbanisierung beschriebenen Tendenzen einer Dominanz des Tauschwertes auch im ländlichen Raum und unseren Landschaften reichen, will ich an ein paar Beispielen schlaglichtartig veranschaulichen:

- Obwohl z.B. die **Raumplanung** hier ein wichtiges Korrektiv darstellen könnte, reproduziert sie mittels abstrakter, rein formaler oder funktionalistischer, freiraumplanerischer und städtebaulicher Werkzeuge und Begriffe allzu oft die *industrielle* Logik. In funktionalistischen Karten werden die mannigfaltigen Qualitäten von Landschaften mittels abstrakter Schraffuren, Grünfingern, -korridoren, -zonen, -gürteln plakativ reduziert.
- Die im deutschen **Naturschutzgesetz** verankerte *Eingriffs-Ausgleichsregelung* sowie quantitativ argumentierende Landschaftsbildbewertungen tragen in vielen Fällen vielmehr zum Austausch von Äquivalenten und uniformen Kompensationsmaßnahmen als zur gestaltenden Qualitätssicherung und – anreicherung von Landschaften bei. Der Eingriff von Windenergieanlagen in das Landschaftsbild wird beispielsweise nach der Höhe der mastartigen Konstruktion und der festgelegten Wertstufe der „gestörten“ Landschaft bemessen. Je höher die Anlage ist und je „wertiger“ die Landschaft, desto höher ist der Geldwert, den man entrichten muss, um die „Störung“ auszugleichen. Wie eine Planung, die nach sinnstiftenden, guten Standorten sucht und nicht nur „wertlose“ Standorte identifiziert, aussehen könnte, wird kaum thematisiert. Genauso wenig wie die Frage danach, welches Stigma eine Einteilung von Landschaften in Wertstufen v.a. in Bezug auf den Grundsatz der *gleichwertigen Lebensbedingungen* insbesondere für die Bewohner*innen der in niedere Wertstufen eingeordneten Alltagslandschaften bedeutet.
 Ähnliche Fragen wirft die Diskussion um die Zukunft sich mehr und mehr entleerer Räume in den Alpen auf. In *die Schweiz, ein Städtebauliches Portrait* (De Meuron, et al., 2005) wurden solche Gebiete pointiert als *Alpine Brachen* bezeichnet. Sie seien Orte der Auszehrung, „potenzialarme Räume“, in denen die scheinbar mangelnden Zukunftsperspektiven bei gleichzeitig zu hohen Subventionskosten zur Aufrechterhaltung der zur Erschließung dieser Räume notwendigen Infrastruktur die Grundlage für das Stigma ihrer Potenzialarmut bilden. Logische Konsequenz ist, dass es sich ökonomisch nicht mehr „rentiert“ die bestehenden Siedlungen und die über Jahrhunderte bewirtschaftete Kulturlandschaft zu erhalten. Aus dieser plakativen Provokation ist in den letzten Jahren eine rege Diskussion um die Sinnhaftigkeit des Erhalts dieser Zonen entbrannt. Auf der einen Seite stehen die Befürworter, welche die Aufgabe dieser Landschaften mit den eindimensionalen, homogenen Zukunftsperspektiven *Wildnis* oder *Vorbehaltsfläche auf Zeit* fordern, auf der anderen Seite diejenigen, die weiterhin einen Potenzialreichtum in solchen Regionen erkennen und sich für deren Erhalt und Weiterentwicklung einsetzen.
- Parallele Tendenzen finden sich auch im Bereich der **Landwirtschaft**. Nicht nur, aber besonders in den Alpen werden landwirtschaftliche Flächen unterschieden nach ihrer Ertragswertigkeit und dem Bewirtschaftungsaufwand zunehmend separiert und homogenisiert. Auf der einen Seite fallen Grenzertragsstandorte in den Höhenlagen brach oder können nur noch durch Subvention in Form von Mehraufwandsentschädigungen in der Nutzung gehalten werden. Auf der anderen Seite werden die landwirtschaftlichen Flächen der Tallagen in immer größer werdenden Schlägen zunehmend intensiver bewirtschaftet. Auf der einen Seite die Tendenz zur Verwilderung, auf der anderen die zur Monokultur. Beide bedingen jedoch eine zunehmende Homogenisierung und damit den Verlust von Vielfalt.
- Die zeitgenössische **Tourismus- und Freizeitkultur** bringt Landnutzungen hervor, die sich von innen heraus explizit von den umgebenden Alltagslandschaften abgrenzen. Eine von Imperativen wie „Urlaub als Gegenpol zum Alltag“, „Urlaub als Zeit extremer Freizeit“ (Lehr, 1964), „Freizeit als das Gegengewicht des Alltags“ dominierte, distinktive Logik bedingt das Entstehen von bildhaft reproduzierbaren, hochspezialisierten, bedürfnisgerechten, funktionsoptimierten Clusternutzungen in der Landschaft: *museale Bilderbuchlandschaften, kommodifizierte Erlebnis- und Freizeitlandschaften* (Schmölz 2019, vgl. Schulze, 1992), *Landschaften des Spektakels* (Schmölz 2019, vgl. Debord, 1996), *austauschbare Dienstleistungslandschaften* (Schmölz 2019) und viele mehr.

In einem immer härter werdenden Verdrängungswettbewerb der touristischen Destinationen „[...] genügt [es] nicht, nur „schön“ zu sein. In Zukunft kommt es darauf an, deutliche, vermarktbarere Erlebnisleistungen und konkrete Produkte anzubieten,“ (*Allgäu GmbH, 2019*) so die Feststellung eines regional agierenden Zusammenschlusses aus Vertretern der Politik und der Tourismuswirtschaft, der sich der Sicherung der Wettbewerbsposition einer touristischen Region im südlichen Deutschland verpflichtet sieht. Auch diese Zielsetzung hat die künstliche Inszenierung von Themen und Erlebnissen zur Folge. Diese beziehen sich weniger auf den charakteristischen Geist des jeweils spezifischen landschaftlichen Kontextes, sondern vielmehr auf abstrakte, kommodifizierbare Erlebnisversprechen kommerzieller und touristischer Angebote. So werden Marktgemeinden plötzlich zu „Erlebnisreichen“ geadelt, die auf konfektionierte Erlebnisbedürfnisse einer zeitgenössischen *Erlebnisgesellschaft* (*Schulze 1992*) mit dem individuell zu verfolgendem Imperativ „Erlebe dein Leben“ zugeschnitten ist.

Wir sehen, dass die Totalität des *abstrakten Raums* mit all ihren Konsequenzen, Auswüchsen und Risiken bis tief in die räumliche Planung und in unser gesellschaftliches Denken vordringt.

Nun liegt meiner Forschung nach *Lefebvre* aber das Eingangs formulierte, hypothetische Zielbild einer räumlichen, sozialen und funktionalen Verschränkung von bisher Getrenntem im Konzept des *sozialen Gebrauchs* zugrunde: Der *Gebrauch* als „das Zusammenführen von Getrenntem in der raumsozialen Praxis des alltäglichen Lebens“ (*Schmölz 2013*).

Und genau hier ermöglicht uns *Lefebvres* dialektisches Konzept der *Urbanisierung* eine produktive Interpretation und einen richtungsweisenden Ansatz. Dem *abstrakten, homogenen Raum* einer tauschwertorientierten, *industriellen*, kapitalistischen Gesellschaft setzt er die sich innerhalb solcher Strukturen erhaltenen oder in historischer Konsequenz eines allgemeinen Urbanisierungsprozesses neu reproduzierenden *urbanen, differentiellen Räume* entgegen. Im *abstrakten Raum* seien die Samen des *urbanen, differentiellen, Raums* schon angelegt. Diese seien solche sozialen Räume, die zugleich Vielfalt und Ganzheit eröffnen. Der *differenzielle Raum*, so *Lefebvre*, löse den *abstrakten Raum* ab, und zwar durch und in der räumlichen Praxis, soweit und sobald diese sich – wieder – an den Qualitäten des Gebrauchswertes des Raums orientieren (*vgl. Schmidt 2010, 288*).

Damit sich der Widerspruch auflöse, wonach im homogenisierten Raum Vielfalt entstehen kann, müssen die im Raum getrennten Gegensätze wieder aufeinanderstoßen: „während der abstrakte Raum zur Homogenität strebt und die bestehenden Differenzen und Partikularitäten reduziert, kann der neue Raum nur entstehen, indem er die Differenzen akzentuiert.“ (*Schmidt 2010, 271*). Nur so können die „schöpferischen Potenziale“ einer urbanen Gesellschaft wieder offengelegt werden. Die Qualität des *differenziellen Raums* liegt dabei im Erkennen und Anerkennen von Differenzen, dem Nebeneinander unterschiedlicher Welten, Wertevorstellungen und sozialer Gruppen, verschiedener Aktivitäten, Funktionen und Kenntnissen, die sich in einem Raum akkumulieren.

Differenzielle Räume sind nach *Lefebvre* „Orte der kreativen Schöpfung“ (*Schmid 2010, 289*). Als Orte der Autonomie ermöglichen sie es dem Menschen sich „seine Welt“ [wieder] aktiv an[zu]eignen“ (*Ronneberger, 2011*) und sich damit erneut als handelndes, emanzipiertes, schaffendes, schöpferisch tätiges Wesen in ein produktives, aktives Verhältnis zu seiner Umwelt zu setzen. „Somit könne der Mensch seine Umwelt bewusst tätig gestalten und verändern; sein gesellschaftliches Sein stehe ihm nicht mehr als fremde, ihn bestimmende Macht gegenüber, sondern als eine Ermöglichung zu umfassender individueller Entfaltung.“ (*wikipedia, Entfremdete Arbeit*)

Doch wo finden wir nun solche Orte des *Differentiellen*, Orte der „schöpferischen Potenziale“, der „selbstbestimmten Aneignung“, des „sich mit seiner Umwelt produktiv in Beziehung Setzens“? An welchen Raumstrukturen artikuliert sich der *alltägliche Gebrauch*?

Das Aufeinanderstoßen und Überlagern des Getrennten durch Akzentuierung wird für *Lefebvre* in Orten der Autonomie (s.o.) und der Versammlung möglich:

- im freien Raum,
- Raum für das Fest und das Spiel,
- Raum für Begegnung, Austausch und Zusammenkunft,
- im kollektiv gestalteten und genutzten Raum
- schließlich Raum, der einen sammelnden Überblick bietet, direkt hinein in die unendliche Vielfalt, Gegensätze, Kontraste und Überlagerungen der Stadt (*Lefebvre 1972*).

Bezogen auf die Stadt benennt *Lefebvre* beispielhafte, konkrete Raumstrukturen als Repräsentationen des Gebrauchs- und des Tauschwertes, die aber nicht per se entweder dem einen oder anderen zuzuordnen sind – entscheidend ist vielmehr, ob ihnen eben ein trennender oder ein verbindender Charakter zugrunde liegt, ob sie also Versammlung und gleichzeitig Differenz ermöglichen oder diese ausschließen. Am Gebrauchswert orientierte Raumstrukturen sind für *Lefebvre*:

- Die **Straße und der Platz**, die als „Nähte“ zusammenführen und Raum für das Fest und das Spiel bieten.
- Das **Monument** als „einzigartige, alleinstehende, nicht austauschbare, sich von der Umgebung abhebende, räumliche Repräsentationen kollektiver Identität“ (*Lefebvre 1991, 221*), „die über ihre Funktion im engeren Sinn hinausweist“ (*Lefebvre, 1972, 34*).
- Der **Aussichtspunkt**, der einen sammelnden Überblick ermöglicht (*Lefebvre, 1972, 126*).
- Die **Topoi und Flurnamen**, die sich auf die „Eigentümlichkeiten des Bodens (stoffliche Natur, Fauna und Flora, Streckenverlauf)“ (*Lefebvre, 1972, 135*) beziehen.
- Die **Parks und Gärten**, die als Utopien von Natur auf das Anderswo verweisen (*Lefebvre, 1972, 33*).

Für die Stadt haben wir also ein ganzes Set an Zielqualitäten und Raumstrukturen, die dem *alltäglichen, sozialen Gebrauch* zugeordnet werden können. Wir sehen auch, dass diese Orte eine entscheidende Voraussetzung zur gesellschaftlichen Teilhabe an den kreativen Potenzialen des (städtischen) Lebens bilden. Nun stellt sich mir die Frage: Sind solche *Orte des Gebrauchs* nicht auch auf *dem Land* vorhanden und für dessen Bevölkerung notwendig?

Dass die Frage des kategorialen Übertrags überhaupt gestellt werden kann, hat die Annahme zur Grundlage, dass urbane Lebensstile und Bedürfnisse im Zuge eines allgemeinen Urbanisierungsprozesses (*Lefebvre 1972*) weit in den ländlichen Raum vorgedrungen sind. Bezüglich der Lebensformen betreffend Arbeitsmarkt, Familienstrukturen und Wertorientierung unterscheidet sich *das Land* nur noch marginal von *der Stadt*.

IV) Orte, Strukturen und Formen des GEBRAUCHS: Feldarbeit im Allgäu

Können bzw. sollten die oben beschriebenen Qualitäten nicht auch Zielbild für den ländlichen Raum sein? Obwohl zwar urbane Lebensstile und -welten weit ins Land vordringen, ist die gängige Praxis noch immer von einer industriellen, homogenisierenden Logik dominiert. Wie eingangs geschildert wird *das Land, der ländliche Raum* und seine Landschaften nach wie vor überwiegend nach funktionalistischen Prinzipien organisiert. Den besonderen „*Schönlandschaften*“ wird mit einer konservierenden, den alltäglichen „*Verbrauchslandschaften*“ dagegen mit einer stigmatisierenden Haltung begegnet.

Um diesem Fragenkomplex nachzugehen, habe ich konkret im Feld mittels Karten – *Mappings* - versucht Raumstrukturen zu beschreiben, die durch den *alltäglichen Gebrauch* einer Landschaft entstehen und/oder diesen wiederum ermöglichen. Zugunsten einer möglichst dichten Beschreibung, in der auch solche Gebräuche erfasst werden, die in der flüchtigen Betrachtung verborgen bleiben, habe ich mich hier auf eine mir sehr bekannte Landschaft konzentriert, meinen Herkunftsort: die Marktgemeinde *Nesselwang* im Allgäu.

Abbildung 6: *Untersuchungsgebiet: die Marktgemeinde Nesselwang im Allgäu*



Das Untersuchungsgebiet, die Umgebung der circa 3500 Einwohner*innen zählenden Marktgemeinde Nesselwang liegt landschaftlich im südlichen Alpenvorland direkt am Fuße der Allgäuer Voralpen. Geomorphologisch ist das Gebiet geprägt von einem glazialen Formenschatz: wellige Moränenlandschaft, Karbildung in den Gebirgen, zahlreiche Seen und Moorgebiete in ehemaligen Zungenbecken und Toteislöchern sowie größere Verebnungen ausbildende Schotterterrassen. Der Hauptort (zentral im Kartenausschnitt) selbst liegt zwischen diesen Formationen in einem geräumigen Talbecken, das im Süden durch den Nordhang des Alpspitz, dem Hausberg der Gemeinde, und im Norden und Nordosten durch steile, an die Moränenlandschaft anschließende Prallhänge eingegrenzt ist (Bauer 1990, 17). Die zum Gemeindegebiet gehörenden Weiler liegen, mit Ausnahme der Hänge am Fuße des Alpspitz im Süden, kreisförmig um den Hauptort herum und bis auf Wank im Osten nicht im Talbecken. Außerhalb der Siedlungsbereiche findet man ein Landnutzungsmosaik aus offenen, nahezu ausschließlich grünlandwirtschaftlich genutzten Wiesenflächen und kompakten Fichtenforsten. Zur Abgrenzung des Untersuchungsgebietes als alltagslandschaftliche Einheit dienen die Gipfel der Nesselwanger Hausberge Alpspitz und Edelsberg im Süden bis zur ost-west-verlaufenden Autobahn A7 im Norden und von dem tief eingeschnittenen Flusslauf der Wertach im Westen bis zum Attlesee im Osten. © Bayern Atlas, CC-BY-ND 4.0

Innerhalb dieser Alltagslandschaft habe ich nun durch Abtasten der in einer topografischen Karte vermerkten Elemente, Orte und Strukturen solche ausgewählt und hervorgehoben, zu denen die folgenden Fragen gestellt werden konnten:

Wird in und durch die Struktur sozialer Raum produziert? Dient sie dem Aufenthalt, der

Zusammenkunft, der Versammlung, der Begegnung, dem Fest? Wird sie kollektiv genutzt und/oder gestaltet? Lässt sie gleichzeitig auch Heterogenität und Differenz zu? Führt sie im Sinne des Differentiellen zusammen, was sonst nicht zusammenkommt? Sind in ihr inklusive oder exklusive Orte angelegt? Ermöglicht sie Kommunikation über soziale Grenzen hinweg, die sonst nicht möglich sind? Ermöglicht sie vielfältigen Gebrauch?

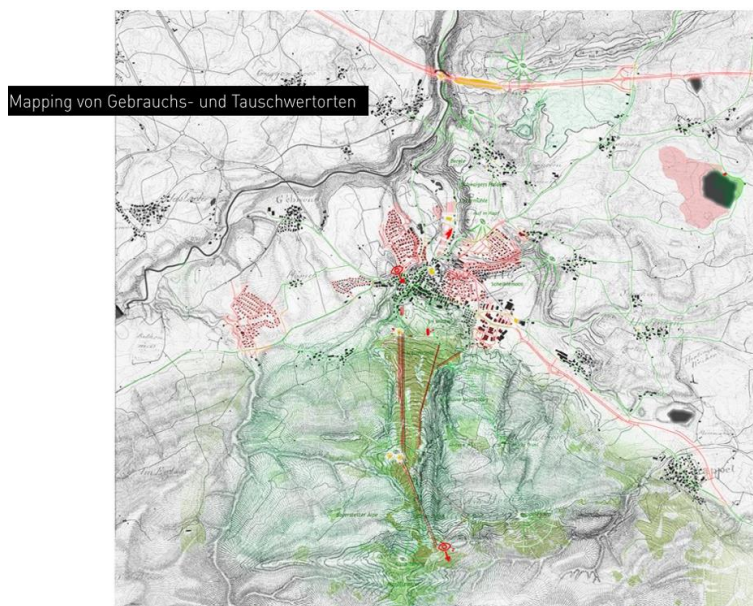
Grundlage der Kartenarbeit waren dabei die persönliche Kenntnis von lokalen *Phänomenen des Gebrauchs*, Erinnerungen, die offene Suche nach *Spuren des Gebrauchs & Gebrauchsspuren*, das Studium von Chroniken und Alltagsliteratur, Tourismusmagazinen, Zeitungsartikeln, Outdooraktivitäts-plattformen aber auch Gespräche mit Einheimischen und teilnehmende Beobachtungen im Raum selbst.

In den *Mappings* (Abbildung 7) konnte ich für die alltägliche, räumliche Praxis relevante Raumstrukturen verorten und diese anhand der Theorie zu Gebrauchs- und Tauschwert diskutieren. Dabei geht es, der Dialektik *Lefebvres* folgend, gar nicht in erster Linie um die definitive Zuordnung zu Gebrauch oder Tausch, Ausschluss oder Trennung; auch wenn nicht bestritten werden soll, dass es natürlich auch um eine Kritik der Herrschaft des Tauschwertes über den alltäglichen Gebrauchswert geht. Viel interessanter aber sind jene Orte des Tauschwertes, in denen sich innerhalb des industriellen, abstrakten Tauschwertes durch eine urban-landschaftliche Praxis Gebrauchswerte freilegen oder aufheben – im dialektischen Sinne von Auflösen, Bewahren und zu etwas Neuem Erheben – die auch in der Landschaft zu *Räumen des Differenziellen* führen.

Ein solches *dialektisches Mapping* vollzieht sich damit auf drei Ebenen von Raumstrukturen:

- (i) in denen *historische Gebrauchswerte* überdauert haben (grün),
- (ii) in denen der *Tauschwert dominant* ist (rot),
- (iii) in denen *neue Gebrauchswerte* entstehen. Also *Raumstrukturen, die zwar vom Tauschwert beherrscht sind, in denen sich aber durch eine urban-landschaftliche Praxis neue Gebrauchswerte freilegen können.* (orange).

Abbildung 7: *Mappings von Gebrauchs- und Tauschwertorten mit Überlagerung der drei Ebenen*

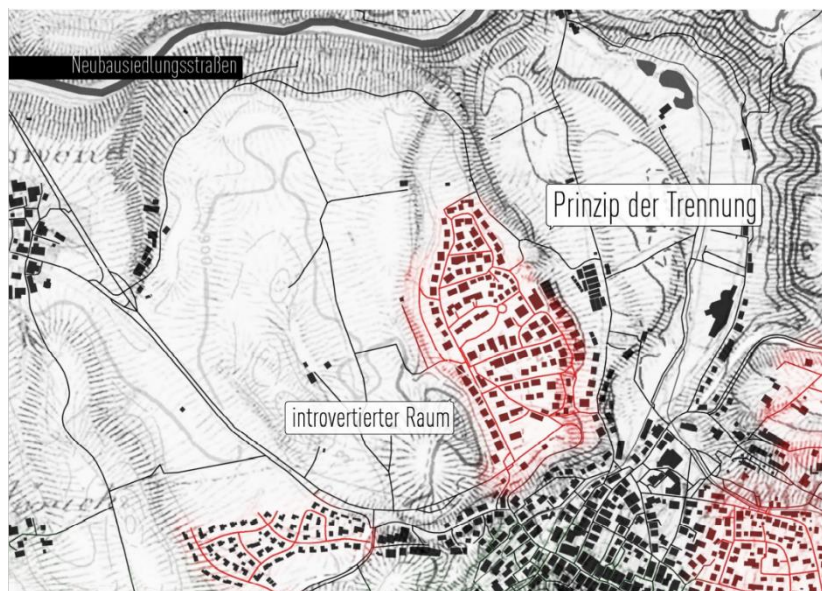


Auf diese drei Ebenen möchte ich im Folgenden mit einigen wenige Beispiele genauer eingehen.

(i) historische Gebrauchswerte & (ii) dominante Tauschwerte

Beginnen möchte ich mit einer Gegenüberstellung des Straßensystems einer typischen Neubausiedlung der 1970er Jahren mit dem eines Weilers der Marktgemeinde. Hierbei handelt es sich um die Betrachtung eines sehr unauffälligen, beiläufig erscheinenden Phänomens, dessen Bedeutung für die alltägliche Lebensqualität allerdings nicht unterschätzt werden sollte.

Abbildung 8: *Straßensystem einer Neubausiedlung*



© Schmölz 2018

Die Erschließungslogik der Neubausiedlungen folgt in großen Teilen dem Paradigma der Trennung. Über Sammelstraßen nach StVO führt ein funktional optimiertes Straßensystem den gesamten Verkehr der Wohnstraßen und -wege über wenige Anschlusspunkte an die übergeordneten Hauptverkehrsachsen der Umgebung ab. Nierenförmige Ringerschließungen, Sackgassen und Wendehammer führen zu abgeschlossenen, introvertierten Raumeinheiten. Gemäß dem Prinzip der Funktionstrennung werden in den Neubausiedlungen nach BauNVO neben der Wohnnutzungen weitere Funktionen nur im Ausnahmefall erlaubt.

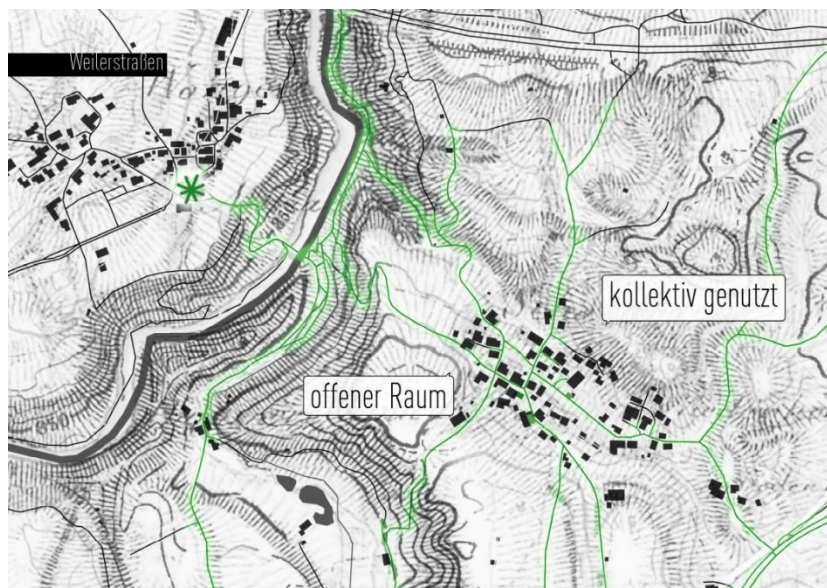
Abbildung 9: Raumstruktur einer Neubausiedlung



© Schmölz 2018

Thuja-Hecken signalisieren den Wunsch nach ungestörter Privatheit und entwerten den öffentlichen Raum gleichzeitig zum homogenisierten Durchgangsweg. Zusammen mit den wenigen, übergeordneten Wegeverbindungen „verirren“ sich nur wenige Passant*innen zufällig in diesen Siedlungstyp. Wer hier nicht wohnt oder gezielt jemanden besucht, hält sich hier dementsprechend selten auf. Zufällige Begegnungen sind Mangelware. Im südlichen Bayern gibt es den Begriff des *Hoigartens*. Er meint die spontane, zufällige, kurzweilige Unterhaltung über den Gartenzaun hinweg. Diese Form der vermittelnden sozialen Interaktion über die Grenzen der getrennten Sphären des Privaten und des Öffentlichen hinweg ist in den beschriebenen Neubausiedlungen deutlich erschwert.

Abbildung 10: Straßensystem eines gewachsenen Weilers



© Schmölz 2018

Im Gegensatz dazu ist das Straßensystem der Weiler mit den hinein- und hinausführenden Ortsverbindungen an mehreren Stellen mit der umgebenden Landschaft verbunden. Anzahl und Lage der Anschlusspunkte an das umgebende Wegenetz sind dabei von der natur- und kulturräumlichen Logik der äußeren Landschaft, und eben nicht von der verkehrstechnischen Optimierung des inneren Ortes geprägt. Das hat zur Folge, dass Menschen bei ihren alltäglichen Erledigungen, aber auch Passant*innen und Spaziergänger*innen durch den Weiler fahren oder laufen, deren Ziel eben nicht der Weiler selbst ist. Die Weilerstraßen bilden und erschließen offene Räume und erlauben beziehungsweise provozieren damit zufällige Begegnungen, das Erkennen von Differenzen, das spontane Zusammenkommen, die Verbindung und damit den sozialen Austausch.

Abbildung 11: Raumstruktur eines gewachsenen Weilers



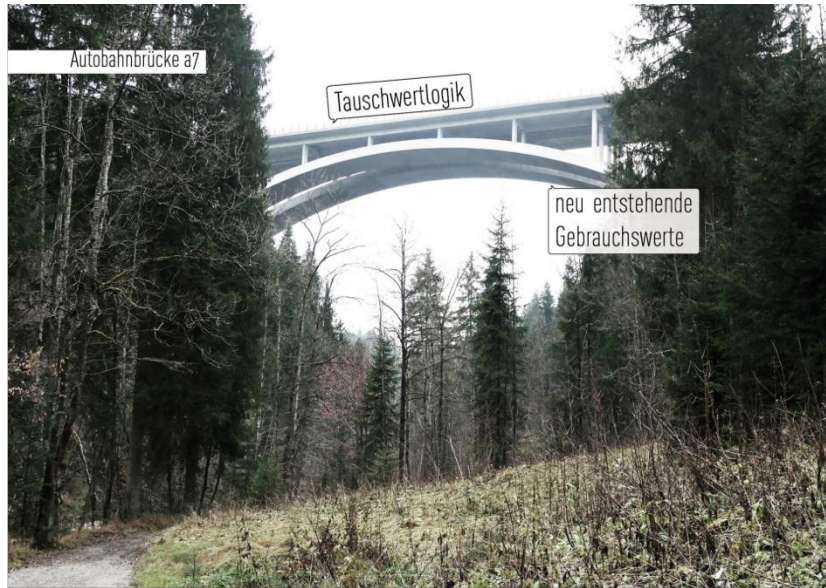
Das Foto zeigt ein Beispiel der Verschränkung von privatem und öffentlichem Raum. Eine öffentliche Wegeverbindung führt aus dem Weiler hinaus durch das Bauvolumen eines landwirtschaftlichen Gehöftes hindurch. © Schmölz 2018

Bewegt man sich als Fremder durch einen Weiler, hat man eben nicht das Gefühl, eine abgeschlossene Raumeinheit zu betreten. So prägen die Weiler verbindende und nicht trennende Straßen. Diese wiederum ermöglichen Situationen der zufälligen Begegnung zwischen Bewohner*innen und Gästen und werden somit selbstverständlicher Teil der alltäglichen *Gebrauchslandschaft*.

(iii) neu entstehende Gebrauchswert

Wie sich innerhalb einer Raumstruktur, die einer industriellen Tauschwertlogik folgt, neue Gebrauchswerte freilegen können, lässt sich am Beispiel der *Autobahnbrücke A7* darstellen. Auf den ersten Blick folgt diese Infrastruktur in weiten Teilen einer Tauschwertlogik. Gleichzeitig entfalten sich an dieser Infrastruktur aber auch neue Gebrauchswerte.

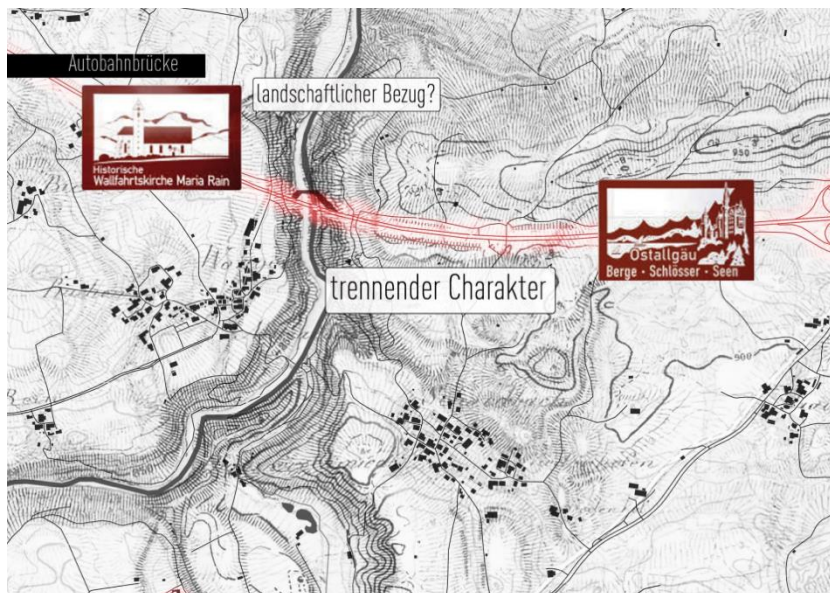
Abbildung 12: Tauschwertlogik und neu entstehende Gebrauchswerte



Der Brückenbogen und die Fahrbahn der Autobahnbrücke A7 hoch über dem Wertachtal. © Schmölz 2018

Auf der Ebene des Tauschwertes hat die Autobahn als Großstruktur auf lokaler Ebene zunächst einen eindeutig trennenden Charakter. Optimiert nach fahrdynamischen Prinzipien, idealen Kurvenradien und Steigungsverhältnissen kappt die Trasse zahlreiche historische, fußläufige Wegeverbindungen und unterschiedliche Landschaftsteile voneinander. Auf die komplexe Topografie der hügeligen Grundmoränenlandschaft reagiert der Verlauf der Trasse nivellierend durch dammartige Einschnitte und wallartige Aufschüttungen.

Abbildung 13: Tauschwertlogik der Autobahnbrücke: fehlender landschaftlicher Bezug und räumliche Trennung

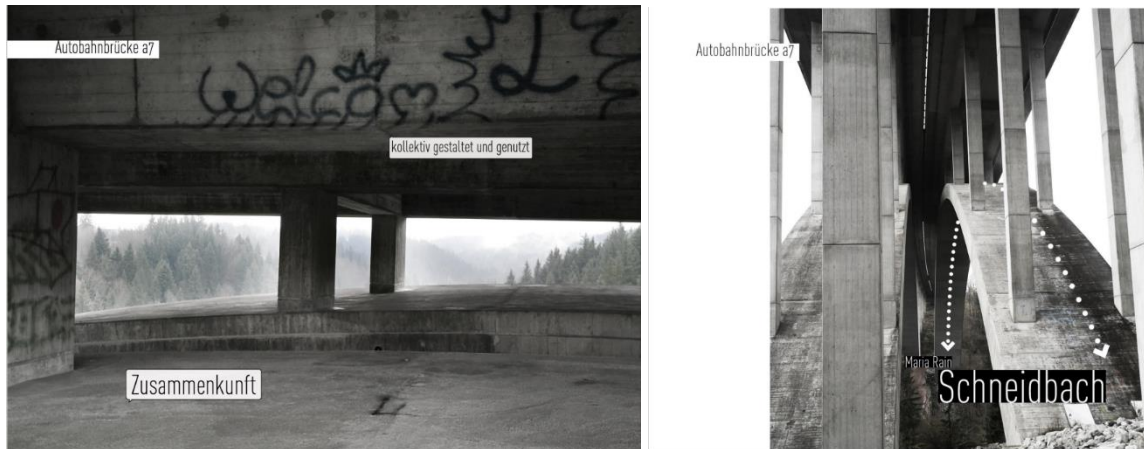


© Schmölz 2018

Entlang der Autobahn verweisen sogenannte *touristische Unterrichtstafeln* (Zeichen 386.3 in der Anlage

3 (zu 42 Absatz 2) StVO) auf Baudenkmäler, Landschaften und Kulturstätten. Sie belegen den durch Lärmschutzmaßnahmen und die nivellierende Streckenführung verloren gegangenen landschaftlichen Bezug, reale Sichtbeziehungen und Sinneswahrnehmungen und vermögen ihn nur auf einer symbolisch abstrakten Ebene ikonografisch wiederherzustellen.

Abbildung 14: Neu entstehende Gebrauchswerte: Ort der Zusammenkunft unter der Autobahnbrücke



© Schmölz 2020

Trotzdem entfalten sich innerhalb der industriellen Logik *neue, informelle Gebräuche*. Zwischen den zwei Brückenbögen und der aufgeständerten Fahrbahn sind am Scheitelpunkt des Bogens direkt über dem Flusslauf der Wertach noch circa zwei Meter lichte Höhe vorhanden. An diesem Punkt hat sich ein Ort entwickelt, der von den lokalen Jugendlichen in beinahe subversiver Aneignung als informeller Treffpunkt mit Talblick genutzt wird und bei dem diese durch Graffiti, Tags, das Anbringen provisorischer Aufstiegshilfen und vieles mehr gestaltend mitgewirkt haben. Die *Samen des Gebrauchswerts* sind hier wie bei *Lefebvre* beschrieben schon angelegt. Diese soziale Praktik weist auf ein ungenutztes Potenzial des Bauwerks hin: die Brücke als Ort der Zusammenkunft und der Verbindung und damit wieder als Teil der lokalen Alltagslandschaft.

Als räumlich Planender stelle ich mir hier die Frage, ob eine solche Infrastrukturbaumaßnahme schon von Beginn an nicht nur als trennende, sondern auf lokaler Ebene auch als verbindende Infrastruktur konzipiert werden müsste, bzw. ob im konkreten Fall der Autobahnbogen, wenn man ihn sicherheitstechnisch ertüchtigen würde, nicht eine ganz wichtige Wegeverbindung zwischen zwei räumlich sehr nahen Weilern darstellen könnte? So könnte das Brückenbauwerk durch einen im Verhältnis zum Gesamtvolumen der Infrastrukturmaßnahme geringen Mehraufwand als öffentliche, fußläufige Wegeverbindung mit Talblick zu einem verbindenden Ort zwischen den nahegelegenen Siedlungen *Schneidbach* und *Maria Rain*, sogar zwischen zwei Landkreisen werden. Wo es an anderer Stelle landschaftliche Zusammenhänge trennt, könnte es hier neue erzeugen.

Aus dieser Frage zu Möglichkeiten der planerischen Auseinandersetzung mit solchen Orten ergibt sich gleich die nächste Frage, die ich vor allem in Hinblick auf die anschließende Diskussion darlegen will: Wenn man subversive, informelle Orte in den Regelkanon bzw. der regulatorischen Obmacht einer Raumplanung stellt, verlieren diese allein durch deren Institutionalisierung nicht auch ein Stück weit ihr subversives Potential, das dem *Gebrauch* in gewisser Weise per Definition eigen ist?

V) Offenes FAZIT

Bevor wir aber auf diese Fragen eingehen, möchte ich das bisher Dargelegte mit einem offenen Fazit abschließen. Die hier beleuchteten Beispiele stehen Pate für einen vielfältigen Reichtum, einen nicht gehobenen Schatz solcher scheinbar unterschwelliger und gleichsam für die Qualität des alltäglichen Lebensumfeldes immanent wichtiger *Orte und Raumstrukturen des Gebrauchs*. Trotz ihrer individuellen und gesellschaftlichen Bedeutung, treten all diese Orte in der räumlichen Planung ländlicher Räume und deren Landschaften bisher aber kaum in Erscheinung. Sie werden nicht als Teil der Planungsaufgabe verstanden, nicht systematisch erhoben, nicht dialogisch thematisiert und nicht sinnstiftend konzipiert. Und dies obwohl die Betrachtung des *Gebrauchswertes der Landschaft*, wie gezeigt, einen methodisch grundlegenden und inhaltlich unabdingbaren Baustein der planerischen Gestaltung *gleichwertiger Lebensbedingungen*, sowohl in den besonderen aber vor allen Dingen auch in den alltäglichen Landschaften (vgl. *Europäische Landschaftskonvention (2000)*) bilden kann.

Eine *gute*, zukünftige Planung(spraxis) ländlicher Räume und deren Landschaften müsste demgemäß (1) ein Wissen über solche Orte und die *Logiken ihres Gebrauchs* offenlegen, um dieses Wissen (2) in Sinne eines Gestaltungsauftrages mit qualitativ kommunizierbaren, zukunftsweisenden Konzeptionen und Raumbildern zu hinterlegen.

Die Ergebnisse dieses zweistufigen, dialogisch gestaltenden Wissensdialoges könnten schließlich in ein landschaftsbezogenes Kartenwerk („Atlas“) zum *Gebrauchswert einer Landschaft* münden, um dieses (z.B. als Baustein eines Landschaftsentwicklungskonzepts (LEK)) als informelle Ebene in der regionalen Planung einzuführen.

Anhand konkreter Raumstrukturen könnten hier modellhaft sowohl immaterielle Qualitäten von Landschaft, wie deren private oder freie Verfügung, Differenz, Autonomie und Versammlung (vgl. *Lefebvre zum verstädterten Raum, 1977*) abgebildet, als auch Regeln zum gesellschaftlichen Umgang damit vorgeschlagen werden, um diese schließlich als Forderung nach einem „*Recht auf Landschaft*“ (Schmölz 2019) in Anlehnung an *Lefebvres „Recht auf Stadt“* gesellschaftlich verhandelbar offen zu legen.

Abschließen möchte ich mit einer offenen Liste von Ziel- bzw. Metaqualitäten *landschaftlich-differentiellen Räume*. Im Sinne eines „*Rechts auf Landschaft*“^{***} fordert sie Räume:

^{**} Es gibt durchaus Anknüpfungspunkte auf Ebene der Gesetzgebung der Länder. Der Begriff des *Gebrauchs* ist im bisher genannten Sinne bereits in viele grundlegende gesetzliche Regelungen eingeschrieben:

- In *Art 14, Satz 2, des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland* wird auf den sozialen Auftrag des Eigentums verwiesen: „Eigentum verpflichtet, sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“
- Das *Bayerische Naturschutzgesetz* verweist in *Art 26, Satz 1* auf das *Recht auf Naturgenuss und Erholung* und beschreibt hier ein Recht auf den Genuss der Naturschönheiten und auf die Erholung in der freien Natur.

Art 27, Satz 1 legt in weitgehenden *Betretungsrechten* den Gemeingebrauch an Gewässern fest, indem er definiert, dass alle Teile der freien Natur, insbesondere Wald, Bergweide, Fels, Ödungen, Brachflächen, Auen, Uferstreifen und landwirtschaftlich genutzte Flächen von jedermann unentgeltlich betreten werden können.

Art 28, Satz 1 regelt die *Benutzung von Wegen* als Tiefenerschließung der Landschaft.

Gleichzeitig gilt aber der Hinweis, dass die aktuelle Praxis des Naturschutzes, wie oben erwähnt, den sozialen Aspekt dieser gesetzlichen Regelungen nur bedingt nachkommt. So müsste das Naturschutzrecht um einen gleichberechtigten, sozialen Auftrag erweitert werden, der Landschaft nicht nur als Schutzkategorie, sondern auch als

- die am konkreten Gebrauchswert der Landschaft orientiert sind;
- die Differenz im Sinne von Vielfalt, Unterschiedlichkeit und Offenheit feiern;
- der Zusammenhang als Gegenentwurf zum „Paradigma der Trennung“ ermöglichen;
- der Gastlichkeit (*Derrida & Dufourmantelle 2015*);
- der Durchlässigkeit und Maßstäblichkeit in Bezug auf Maß und Mischung einer Landschaft (z.B. die Dichte des Wegenetzes, Schlaggrößen, ...);
- die Wahlfreiheit und Lesbarkeit als Grundvoraussetzung eines selbstbestimmten Raumerlebens verstehen;
- die Zentralität als Grundvoraussetzung für den Zugang zu den Qualitäten, Reichtümern, Ressourcen und Überschüssen der Landschaft ermöglichen;
- welche die Möglichkeit zur Teilhabe an deren kollektiver Gestaltung eröffnen, sowohl in der räumlichen Praxis als auch an den strategischen Diskursen dazu;
- und die damit gesellschaftliche Verhandelbarkeit im Sinne eines verbindlichen Projektes und als Ausdruck eines gelingenden Verhältnisses von Menschen, Natur und Raum abbilden können.

Diskussion

Wagner (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen): Für mich stellt sich am Ende die Frage, wer entscheidet wirklich, wie dann die Landschaft aussehen soll? Man kann die ganze Landschaft, die Struktur usw. bis ins letzte Detail zerlegen, aber am Ende kommt man halt immer wieder zu dieser Frage, wer mitbestimmen darf und soll, wie eine Landschaft aussehen soll. Man sagt vielleicht die Einwohner*innen, aber wie lange muss man dort wohnen, um mitbestimmen zu dürfen? Oder die Tourist*innen, die wieder andere Ansprüche an die Landschaft haben? Oder wirtschaftliche Interessen, die sich alle oft gegenseitig ausschließen? Oder Naturschützer*innen, wo es auch wieder verschiedene Sparten gibt? Es ist also sehr vielfältig. Und auch wenn man in der Historie zurückgeht, welchen Zeitpunkt nimmt man da? Die Landschaften können ganz unterschiedlich ausschauen am gleichen Ort zu unterschiedlichen Zeitpunkten. Das ist dann zum Schluss immer die letzte Frage, auf die man dann keine richtige Antwort hat.

Schmölz: Die Frage nach den Möglichkeiten der Teilhabe am Planungsprozess und der Art und Weise dieser Teilhabe ist ein sehr wichtiger Punkt. Ich sehe es aber gar nicht so pessimistisch. An unserer Professur begleiten wir im Forschungsprojekt *Aktive Bürgerexpertinnen in Klimaschutz und Energiewende* gerade zusammen mit weiteren Forschungspartner*innen eine Gruppe engagierten Bürger*innen bei der räumlichen Konzeption eines Energiekonzeptes für ihren Heimatlandkreis in Bayern. In dem Forschungsprojekt werden unter anderem Methoden getestet, wie man mündige und tatsächlich interessierte Bürger*innen in einem räumlichen, interkommunalen Planungsprozess bemächtigen kann. Bei der zufälligen Auswahl der Teilnehmer*innen ging es nicht um die Länge des Aufenthalts am Ort, sondern darum Menschen zu finden, die sich tiefergehend mit der landschaftlichen Entwicklung eines

Oeuvre (vgl. *Lefebvre*) und damit als *Werk gesellschaftlichen Gebrauchs* versteht, erhält und entwickelt. Internationale Rechte, wie das skandinavische *Jedermannsrecht* oder die Festlegungen zu den britischen *public footpaths* treffen auf Ebene des kollektiven, sozialen Gebrauchs von Landschaft deutlich weitreichendere Möglichkeiten und könnten hier als Vorbild dienen.

solchen Raums beschäftigen und dafür auch Verantwortung übernehmen wollten. Gleichzeitig merken wir aber auch von Seiten der politischen Entscheidungsträger*innen & den Akteur*innen der räumlichen Planung in diesem Landkreis, dass großes Interesse an solchen qualitativ argumentierenden Planungsideen besteht. Gerade vor dem Hintergrund, dass die aktuelle *abschichtende* Planungspraxis z.B. im konkreten Fall der Erneuerbaren Energien immer wieder mit Widerständen aus der Bevölkerung zu kämpfen hat und damit an ihre Grenzen stößt, obwohl ein Großteil der Bevölkerung eigentlich gar nicht gegen Erneuerbare in „ihrem Landkreis“ ist. Da können positive, von der lokalen Bevölkerung mitgestaltete und -getragene Konzepte wieder ein wichtiger Schritt zu mehr Akzeptanz sein, ohne dass das disziplinäre Wissen der Expert*innen in Frage gestellt werden muss.

Varadi-Dianat (HBLA für Wein- und Obstbau Klosterneuburg): Ich bin Gemeinderätin in einer mittelgroßen steirischen Stadt. Wir sehen das immer wieder, wenn es um Raumplanung geht, dass das Bewusstsein der Leute ganz ein anderes ist, als das was wir von der Kommune aus wollen. Wir hätten gerne viel mehr Gebrauchswert in den Gemeinden. Aber das Problem ist, dass das Idealbild der Menschen, die zu uns in die Gemeinde ziehen und dort wohnen wollen, eben genau dieses Einfamilienhaus mit meterhohen Hecken rundherum ist, also in Wirklichkeit eine erweiterte Wohnschlafesiedlung mit Gartenanhang. Dann werden wir vor die Problematik gestellt werden, diese privaten, natürlich im Sinne der Raumordnung errichteten Teilgebiete der Gemeinde, öffentlich von der Kommune aus zu versorgen und das auch noch dem Rest der Gemeinde zugänglich zu machen. Denn in Wirklichkeit kapseln sich diese „Einfamilienhaus-Cluster“ von allen anderen ab. Ich sehe da irgendwie kaum eine Möglichkeit diesen Teufelskreis zu durchbrechen.

Schmölz: Diese Problematik kann ich so erst einmal natürlich unterschreiben. Gleichzeitig würde eine Diskussion über Sinn und Unsinn von Einfamilienhausgebieten, deren Flächeninanspruchnahme bei gleichzeitiger Verödung der Innenbereiche usw. hier den Rahmen sprengen. In unserer Aufgabe bzw. Kapazität als Raumplanende, oder politisch Entscheidende bringt es zum Status quo, aus meiner Sicht, auch nichts Einfamilienhausansiedlungen per se zu verteufeln. Sie bilden ein gesellschaftliches Bedürfnis nach dieser Form des Wohnens ab, die im ländlichen Raum weit verbreitet ist. Ich möchte hier nur kurz darauf hinweisen, dass die Vorliebe des Einfamilienhauses nach *Lefebvre (L'habitat pavillonnaire, 2001)*^{††} vor allem darin begründet liegt, dass es gegenüber kollektiven Wohnformen mit flächenmäßig optimierten und in ihrer Anordnung festgelegten Mieteinheiten deutlich mehr Optionen der individuellen Aneignung des Raumes böte. Darüber hinaus eröffne das Einfamilienhaus durch die Möglichkeiten des Aus- und Anbaus der unterschiedlichen Räume eine höhere Vielfalt an Gestaltungsmöglichkeiten. Der beim Einfamilienhaus auf privater Ebene geschätzten Qualität unterschiedliche Optionen der Aneignung zu eröffnen, trägt der öffentliche Raum typischer Einfamilienhausgebiete leider allerdings nicht Rechnung. Hier geht es wie in der Studie *L'habitat pavillonnaire (2001)* für Wohnblocks festgestellt wieder darum ausschließlich funktional optimierte, klar getrennte Zonen der Bewegung, des Aufenthalts, des Wohnens usw. zu organisieren. Dabei wäre es von planerischer Seite durchaus möglich, die Grundstruktur solche Siedlungstypen anders zu organisieren. Wie im Vergleich der Straßensysteme von Neubausiedlungen und Weiler gezeigt, trägt zum Beispiel ein introvertiertes Erschließungssystem mit wenigen Anschlüssen an die Umgebung nicht dazu bei offenen, gastlichen Räumen für jedermann bereitzustellen. Gleichzeitig merken wir aber auch, dass es auch in den Einfamilienhausgebieten Reaktionen auf den Mangel an qualitativ hochwertigen öffentlichen Freiräumen gibt. Dann werden z.B. Verkehrsinseln, Abstandsräume, Wendehämmer, uvm. in Eigeninitiative zweckentfremdet bzw. umgewidmet. Ich denke, dass *Mappings* eben solcher *Gebrauchsräume und Praktiken der Aneignung*, welche ein Defizit an und gleichzeitig das Potential für öffentlich zugängliche,

^{††} Vgl. Henri Lefebvre: Préface. In: Henri Raymond, Nicole Haumont, Marie-Geneviève Dezès u.a.: *L'habitat pavillonnaire*. Paris 2001

durchlässige, kollektiv gestaltbare Räume aufzeigen, ein wichtiges Werkzeug zur Bewusstseinsbildung und für zukünftige, „bessere“ Planungen sein können.

Wiesinger (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen): *Henri Lefebvre* spricht ja auch davon, dass Elemente, die selten sind, mehr Wert haben und dass Landschaftselemente, die früher häufig waren, keinen Wert gehabt haben. Das zeigt ja auch den Unterschied zwischen Tauschwert zu Gebrauchswert, wo Gebrauchswert zu Tauschwert wird, wenn er selten wird. Die Frage ist auch, was *Katherina Varadi-Dianat* vorhin angesprochen hat, wo im Gemeinderat dann die Bürgerbeteiligung in eine Ebene kippt, die vielleicht gar nicht mehr nachvollziehbar ist für diejenigen, die diese Menschen in den Gemeinderäten vertreten sollen. Man kann auch auf *Berger & Luckmann Die gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit (1980)* zurückgehen. Was ist wirklich Ausdruck von Ästhetik? Was ist wirklich das, was die Menschen brauchen? Wie definiere ich Gebrauchswert? Was ist wirklich ein Gebrauchswert für jeden oder ist es etwas Individuelles? Jeder Mensch hat unterschiedliche Ansprüche. Vielleicht muss man Gebrauchswert hinterfragen, ob der wirklich für alle gleich ist.

Schmölz: Auch das sind wichtige Fragen, mit denen ich mich in meiner Arbeit permanent auseinandersetze. Es ist tatsächlich so, dass, wie im Vortrag schon erwähnt, die Zuordnung zu Tauschwert und Gebrauchswert als Selbstzweck nur eine gewisse Sinnhaftigkeit hat. Gleichzeitig ist die Diskussion der Bedeutungsebenen von Räumen anhand des oben eingeführten, dialektischen Zusammenhangs von Gebrauchs- und Tauschwert aber ein sehr gutes methodisches Instrument, um Logiken der Raumproduktion und die daraus resultierenden Probleme und Potenziale von Räumen überhaupt erst verstehen zu können. Eine solche Diskussion hilft in einem ersten Schritt die in der aktuellen Planungspraxis allzu oft nicht mehr hinterfragen Bewertungsgrundlagen, Kriterienkataloge und Zielqualitäten differenziert zu hinterleuchtet und mit den Bedürfnissen und Wertvorstellungen der lokalen Bevölkerung zu synchronisieren. Für mich geht es also vor allem darum Räume und räumliche Praktiken mit der Zielsetzung zu diskutieren räumliche Qualitäten und Kriterien zu reflektieren: zum Beispiel die Offenheit von Räumen, die Durchlässigkeit von Räumen, das Potential sich mit einem Raum produktiv in Beziehung setzen zu können. *Pinson (1999)* hat zur Differenzierung der Qualität des „sich in Beziehung Setzens“ aufbauend auf *Lefebvre* zwischen dem „Nutzer einer Wohnung“ und dem „die Architektur ins Werk setzenden Bewohner einer Wohnung“ unterschieden. Ich glaube, dass man dieses Verhältnis auch auf die umgebenden Landschaften übertragen kann. Wenn man als Mensch versteht, dass man durch das *Im-Raum-Sein* die Möglichkeit hat, sich zu der Landschaft, in der man sich befindet aktiv, schöpferisch verhalten zu können und nicht nur deren entmündigter, passive*r Nutzer*in zu sein, dann ändert sich die Identifikation mit und die Verantwortungsbereitschaft für die jeweils „eigene“ Landschaft. Dies kann mittels räumlicher Stellschrauben entweder verhindert, verneint oder zugelassen und provoziert werden. Für sinnstiftende, räumliche Konzepte öffentlichen Raums ist die Frage nach Orten und Raumstrukturen an denen sich *individuelle* und *kollektive Gebrauchswerte* kumulieren eine entscheidende Grundlage. Durch die Kumulation vieler subjektiver Einzelphänomene des *Gebrauchs* entsteht an diesen Orten eine Intersubjektivität in der letztlich deren gesamtgesellschaftliche Relevanz begründet liegt.

Heistinger: Diese Kompetenz Räume zu schaffen, egal als Architekt*in oder als Landschaftsarchitekt*in, wo eben viele individuelle Gebrauchswerte miteinander, nebeneinander und nacheinander möglich sind, ist ja eine planerische Kompetenz. Was ist denn aus Ihrer Sicht notwendig, damit es auch auf breiter, kommunalpolitischer Ebene wahrgenommen werden kann, dass es Menschen mit dieser Kompetenz gibt? Vielleicht haben Sie da noch eine Idee dazu? Denn das würde mich interessieren. Ich habe jetzt zwanzig Jahre in einer kleinen Gemeinde gelebt. Das ist gar nicht so einfach. Da sind dann oft die touristischen Interessen viel schneller da, die dann die Räume fix und fertig definieren. Ein kleines Beispiel, wo es dann in einem 600 Einwohner Dorf auf einmal keinen Raum mehr gibt, wo die Menschen aus dem Dorf sich treffen können, egal ob für Geburtstagsfeiern oder Yoga, weil irgendein Touristiker gedacht hatte, wir

brauchen jetzt ein Modellbahn-Eisenbahnmuseum. Das ist kein Beispiel aus der Landschaft, sondern zum Gebrauchswert von Räumen. Haben Sie eine Idee dazu, was man vor allem auf kommunaler Ebene tun könnte, um diese Dimension stärker einzubringen?

Schmölz: Als allererstes, glaube ich, ist es notwendig einen qualitativ gleichwertigen Diskurs zu Qualitäten von Räumen „von der Stadt auf 's Land“ zu bringen. Das war auch unser Anliegen in der oben erwähnten Publikation *Landschaftsvertrag* (hg. Schöbel, 2018). Mit „von der Stadt auf 's Land“ will ich weder das landläufig verwendete Bild zwischen der *überlegenen* Stadt und dem *unterlegenen* Land reproduzieren, noch den kategorialen Unterschied zwischen Stadt und Land aufheben. Den Fortbestand dieses Unterschiedes halte ich ganz im Gegenteil für überaus wichtig. Trotzdem sieht man, dass es gerade im Diskurs um die sozialräumlichen Qualitäten des öffentlichen Raums auf dem Land noch einen deutlichen Nachholbedarf gibt. Die Debatten sind hier nach wie vor dominiert von funktionalistischen Überlegungen und ökonomischen Partikularinteressen. Wenn nun Räume von planerischer Seite „fix und fertig definiert“ werden, wie sie sagen, dann ist das oft sogar kontraproduktiv, wenn man nach der *Gebrauchs-Kapazität* solcher Räume fragt. Oft spielen sogar aus der Widmung gefallene, sozusagen undefinierte, unterdeterminierte, nicht klar zugeschriebene Räume eine ganz wichtige Rolle in der Freiraumstruktur ländlicher Kommunen. Im Forschungsprojekt *Offene Begegnungsorte ländlicher Milieus* untersuchen wir gerade solche versteckten, „am Rand“ liegenden Räume und ihre Rolle im öffentlichen Raumangebot. Wir haben in einem Querschnitt durch ländliche Orte in Bayern bestehende öffentliche Freiräume und die freie Landschaft auf integrative und kohäsive Wirkungen und Potenziale hin untersucht, Befragungen und Kartierungen dazu gemacht und die gefundenen Situationen typologisch geclustert. Das Zwischenergebnis waren sechzig Kategorien von *öffentlichen Begegnungsorten*, die bisher in der ländlichen Entwicklung nicht auftauchen. Vor kurzem hatten wir die Entscheidungsträger*innen aus der ländlichen Entwicklung und die Bürgermeister*innen der jeweiligen Gemeinden zur Diskussion dieser Typologien eingeladen. Die lebhafteste Diskussion hat gezeigt, dass auch von der planenden Seite jenseits der aufgehübschten und trotzdem leblosen Dorfplätze ein ganz großes Interesse an diesen „unkonventionellen“ Räumen besteht, an denen sich *individuelle* und *gemeinschaftliche Gebrauchswerte* entfalten. Gleichzeitig fehlt aber sowohl von Seiten der Nutzer*innen als auch von Seiten der Planer*innen ein Bewusstsein über die Notwendigkeit solcher Orte bzw. deren Wertschätzung. Auch das haben wir im Rahmen des Forschungsprojektes festgestellt. Auf die einfache Frage, was den die wichtigen öffentlichen Orte in der jeweiligen Gemeinde seien, haben wir von der lokalen Bevölkerung als erste Antwort oft die klassischen, repräsentativen Beispiele öffentlicher Räume bekommen: der Dorfplatz, das Feuerwehrhaus, das neue Erlebnis-Pavillon und vieles mehr. Im weiteren Gespräch haben wir aber gemerkt, dass diese generischen Antworten meist auf eine vermeintlich schon im Voraus intendierte Erwartungshaltung von Seiten der Fragesteller*in gerichtet waren. Es wird also nur ein landläufig kommuniziertes Narrativ reproduziert. Mit Fortlauf der Unterhaltung wurde deutlich, dass sich die Menschen aber im alltäglichen Leben an ganz anderen Orten aufhalten und sich dort verortet fühlen. Ein lebhafter Austausch zu den Qualitäten dieser Orte hat sich im Gespräch erst dann entwickelt, als klar wurde, dass wir gerade solche scheinbar *unscheinbaren Orte* ernst nehmen. Hier denke ich, dass eine ernst gemeinte öffentliche Diskussion zu alltäglichen *Gebrauchs- und Begegnungsorten*, in denen der/die Bürger*in nicht nur einwäandend, sondern mitgestaltend tätig werden kann, notwendig ist, um das fehlende Bewusstsein zu schärfen. Die planerische Kompetenz liegt dann weniger im ausgefeilten Entwurf, als vielmehr darin den Gemeinden Handlungsempfehlungen zur systematischen Bestandsaufnahme, der planerischen Bewertung und einer – im Sinne eines eher passiven „Nischen- und Milieuschutzes“ notwendigerweise - behutsamen Entwicklung zur Verfügung zu stellen. Zu guter Letzt sind wir überzeugt davon, dass zur öffentlichen Kommunikation solcher Orte visuell ansprechende, allgemein lesbare und nachvollziehbare Darstellungen sozialräumlicher Qualität notwendig sind. Erst sie eröffnen die Möglichkeit der Teilhabe an den Diskursen zur Bedeutung und Zukunft ländlicher, öffentlicher Räume. In vereinfachenden Karten oder abstrakt-funktionalistischen Raumkonzepten wird diese Möglichkeit unnötig eingeschränkt.

Untersberger: Meine Wahrnehmung ist, dass in Österreich bei der Raumordnung hauptsächlich eine Abwicklung von Verfahren betrieben wird und weniger das Augenmerk auf die Entwicklung gelegt wird. Das ist speziell im ländlichen Raum der Fall. Als Beispiel kann man anführen, dass die ländliche Güterweginfrastruktur als öffentlicher Verkehrsweg nach der Straßenverkehrsordnung in Österreich das Reiten explizit erlaubt ist, allerdings der Viehtrieb für Land- und Forstwirte einer Bewilligung der Behörde bedarf. Da gibt es nachhaltige Fehlentwicklungen, die implementiert sind und schwerwiegende Konsequenzen haben. Ihre Überlegungen hinsichtlich des Tauscherts und Gebrauchswerts stellen hauptsächlich auf den menschlichen Gebrauch ab. Wir leben aber in einem Kultur- und Naturraum. Der Naturraum beeinflusst wesentlich unsere Möglichkeiten. Es ist nicht egal, wie wir diesen Naturraum benützen oder ob wir ihn ausnützen. Der müsste an und für sich am Tisch platznehmen. Bei der von Ihnen eingangs gezeigten Grafik, wo man die Landschaft als Schönlandschaft und Verbrauchslandschaft entwickelt und diese zusammengeführt hat in eine Gebrauchslandschaft, würde ich meinen, Sie sollten versuchen, die weitere Entwicklung abzuschätzen. Geht es bei der Gebrauchslandschaft wieder um eine Trennung in eine schöne und in eine hässliche Gebrauchslandschaft?

Schmölz: Der von mir angeführte Arbeitsbegriff der *Gebrauchslandschaften* ist ja gerade der Versuch das allgegenwärtige „Paradigma der Trennung“ zu überwinden. Dem Zielbild der *Gebrauchslandschaften* schreibe ich in Anlehnung an *Lefebvre* das Potenzial zu die bislang *getrennten Welten* der „Schön- und der Verbrauchslandschaften“ wieder sinnstiftend zusammenzuführen. Die Notwendigkeit der Überwindung einer Unterscheidung in „Schön – und Verbrauchslandschaften“ sehe ich darin begründet, dass weder das eine noch das andere Konzept einen positiven Gestaltungs- und Entwicklungsauftrag beinhaltet. Das heißt natürlich nicht, dass *Gebrauchslandschaften* immer *schöne* Landschaften im Sinne eines harmonischen Landschaftsideals sind. Es sind aber immer - zumindest wäre das der Auftrag zu deren Entwicklung - *gelingende* Landschaften. Landschaften also, die ein nachvollziehbares, akzeptierbares und damit sinnstiftendes Verhältnis zwischen Natur, Mensch und Raum darstellen. In diesem Verhältnis hat auch der Naturraum einen gleichberechtigten Platz am *Runden Tisch*. Letztendlich ist dann die Unterscheidung zwischen schönen und hässlichen Landschaften, zumindest was deren Wertigkeit angeht, gar nicht mehr notwendig.

Haberkorn (Niederösterreich Regional Weinviertel): Wenn man mit Leuten redet, was sind die Qualitäten, die da hauptsächlich genannt werden und wenn ich mit Bürger*innen arbeite, was muss ich ihnen mitgeben, damit sie alle Aspekte gut berücksichtigen können, um beim Kommunikationsprozess, der da zu dem Raum zustande kommt, gut arbeiten zu können?

Schmölz: Letztendlich sind es all die Qualitäten, die ich zum Abschluss des Vortrags in einer noch offenen Aufzählung angedeutet habe. Materielle und immaterielle Qualitäten die zulassen, dass sich an räumlichen Strukturen Gebrauchswerte entfalten können oder dies sogar provozieren. Dafür ist ein entscheidendes Kriterium, dass es sich um öffentlich zugängliche, zentrale und offene Räume handelt. Zentralität und Offenheit heißt nicht nur, dass dort jede*r physisch hinkann - das ist eine Grundvoraussetzung. Es heißt auch nicht unbedingt, dass die Orte geografisch zentral gelegen sein müssen. Aber für jede*n erreichbar müssen sie sein. Es heißt vor allem, dass sie so gestaltet sind, dass man auch als Nicht-Eingeladene*r, nicht dezidiert in die spezifischen *Gebräuche* Involvierte*r, trotzdem das Gefühl hat willkommen zu sein. Ich habe das Gefühl „willkommen zu sein“ mit dem Begriff der *Gastlichkeit* beschrieben. *Jacque Derrida* und *Anne Dufourmantelle* sprechen in *Von der Gastfreundschaft* (2015) von einer Begegnung auf Augenhöhe zwischen Gast und Gastgeber*in und einer Verschmelzung der dabei getrennten Sphären. Orte, die zwar öffentlich zugänglich sind, aber von bestimmten Gruppen oder Submilieus dominiert werden, leisten dies beispielsweise nicht. So wichtig Orte für bestimmte Submilieus sind, der Grundgedanke dieser Gebrauchsworte ist ja der, dass man an solchen Orten das Aufeinandertreffen von Unterschiedlichem und damit Differenz und Vielfalt einer Gesellschaft ermöglicht, erkennt, anerkennt. D.h. diese Orte müssen für jedermann zugänglich sein und eine

ernstgemeinte Kapazität haben, dass eine Teilhabe an deren kollektiven Gestaltung möglich ist. Die Nutzer*innen im Diskussions- und Gestaltungsprozess dieser Räume „mit zu nehmen“ ist aus meiner Erfahrung gar nicht so schwer. Der Vorteil des *Gebrauchs-Ansatzes* ist ja, dass jede*r Expert*in und unmittelbar konkret Orte, Raumstrukturen oder Situationen benennen kann, die für die alltägliche, räumliche Praxis eine wichtige Rolle spielen. Ich denke, wenn man diese Räume sowohl als Planer*in als auch als Nutzer*in ernst nimmt, sich auf einer raumstrukturellen Ebene ansieht, was diese Räume ausmacht und diese Erkenntnis als ein übertragbares Qualitätskriterium für zukünftige Planungen heranzieht, wäre ein ganz wichtiger erster Schritt getan.

Die **nächste Sitzung** der **Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung** findet am **Mittwoch, 24.3.2021 10.00 Uhr s.t.** als Webinar der Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen statt. Folgende Beiträge stehen auf dem Programm:

J. L. Pieper (Georg-August-Universität Göttingen, Fakultät für Agrarwissenschaften, Lehrstuhl für Soziologie Ländlicher Räume): „Landwirtschaftliche Betriebsleiterinnen in Deutschland – erste Ergebnisse einer bundesweiten qualitativen Studie“

MSc. Janna Luisa Pieper studierte Agrarwissenschaften in Göttingen und Wageningen/NL. Sie schloss ihr Masterstudium mit einer Arbeit zum Thema „Der Prozess der Repeasantization in Deutschland – eine qualitative Studie“ ab. Seit 2019 arbeitet sie am Lehrstuhl für Soziologie Ländlicher Räume der Georg-August-Universität Göttingen. Dort leitet sie den Göttinger Teil des vom deutschen Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft geförderten Projekts zur Lebenssituation von Frauen auf landwirtschaftlichen Betrieben in Deutschland. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich mit Geschlechterverhältnissen in der Landwirtschaft, Existenzgründer*innen in der Landwirtschaft, nachhaltigen Landwirtschaftssystemen, Peasant Farming sowie landwirtschaftlichen Protestbewegungen und qualitativen Methoden in den Agrarwissenschaften.

A. Humer-Gruber (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut für Interdisziplinäre Gebirgsforschung): „Landwirtschaft im Biosphärenpark - Wahrnehmung und Sichtweise von Bäuerinnen und Bauern in den Biosphärenparks Salzburger Lungau und Kärntner Nockberge (Österreich), Val Müstair und Entlebuch (Schweiz)“

Dipl.Ing.^a Adelheid Humer-Gruber, PhD studierte „Ökologie und Biodiversität“ an der Universität Graz und im Master „Natural Resources Management and Ecological Engineering“ an der Universität für Bodenkultur Wien und Lincoln University in Neuseeland. Seit 2016 arbeitet sie am Institut für interdisziplinäre Gebirgsforschung der ÖAW, wo sie sich als PostDoc zuletzt mit der Umsetzung des Konzepts der Ökosystemleistungen in österreichischen Schutzgebieten beschäftigt. Ihre Forschungsinteressen gelten der Erforschung von Mensch-Umwelt-Beziehungen, speziell in Bezug auf Schutzgebiete und deren Einfluss auf die regionale Entwicklung im Alpenraum. Ihre Dissertation zum Thema „Landwirtschaft im Schutzgebiet“ schloss sie 2018 am Institut für Geographie der Universität Innsbruck ab.

Literaturhinweise

- Bohler, Karl Friedrich; Hildenbrand, Bruno (1997): Landwirtschaftliche Familienbetriebe in der Krise. (= band 3 der Reihe *Sozialforschung, Arbeit und Sozialpolitik*, Hg. Gerd Vonderach, LIT Verlag Münster.
- Bourdieu, Pierre (1993): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- EU-Kommission (2019): EU Agricultural Markets Briefs http://ec.europa.eu/agriculture/markets-and-prices/market-briefs/index_en.htm, abgerufen am 02.12.2020
- EU-Kommission (2020): „Vom Hof auf den Tisch“. Eine Strategie für ein faires, gesundes und umweltfreundliches Lebensmittelsystem. Brüssel. https://ec.europa.eu/info/sites/info/files/communication-annex-farm-fork-green-deal_de.pdf, abgerufen am 02.12.2020
- Guthman, Julie (2014): *Agrarian Dreams. The Paradox of Organic Farming in California*, 2. Auflage, University of California Press, Oakland.
- Groier, Michael (2013): Wie weit darf Bio gehen? Analyse von Konventionalisierungsrisiken im Bereich der biologischen Landwirtschaft Österreichs. Forschungsbericht 69. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen.
- Haraway, Donna (2008) *When Species Meet*. Minneapolis, MN: University of Minnesota Press, Minneapolis, MN.
- Haraway, Donna (2015) *Anthropocene, Capitalocene, Plantationocene, Chthulucene: Making kin*. *Environmental Humanities* 6: 159-165.
- Harvey, Penny; Krohn-Hansen, Christian (2018): Introduction: Dislocating Labour, In: *JRAI* (2018), S. 10–28.
- Heistinger, Andrea; Kosnik, Elisabeth; Sorgo, Gabriele (2021): *Sorgsame Landwirtschaft. Resiliente Praktiken im ökologischen Landbau*, Transkript Verlag, Bielefeld. www.andrea-heistinger.at; andrea@heistinger.at
- Hildenbrand, Bruno (1999): *Fallrekonstruktive Familienforschung. Aleitungen für die Praxis*, Leske + Budrich, Opladen.
- Hildenbrand, Bruno (2005): *Einführung in die Genogrammarbeit*, Verlag Carl-Auer, Heidelberg.
- Hildenbrand, Bruno (2007): Sozialisation in der Familie in den Generationenbeziehungen, *Familiendynamik*, 32, (3), 211-228.
- Hildenbrand, Bruno (2013): Genogrammarbeit. In: *Techniken der Psychotherapie. Ein methodenübergreifendes Kompendium*, Georg Thieme Verlag, Stuttgart –New York: 93-95.
- Hildenbrand, Bruno (2018): *Genogrammarbeit für Fortgeschrittene. Vom Vorgegebenen zum Aufgegebenen*, Verlag Carl-Auer, Heidelberg.
- Hildenbrand, Bruno (2019): Genogrammarbeit. In: *PiD - Psychotherapie im Dialog*, Heft Nr. 20, Verlag Thieme, Stuttgart: 1-2.
- Hintz, Miriam et al. (2017): Graz ernährt sich – mehr schlecht als recht. Endbericht eines Studierendenprojektes zur urbanen Selbstversorgung: <https://www.imzuwi.org/index.php/site-map/articles/100-aktuelles/themen/198-endbericht-zum-studierendenprojekt-graz-ernaehrt-sich>, abgerufen am 02.12.2020
- Inheteven, Heide; Blasche, Margarete (1983): *Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft*, Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Kaser, Karl; Stocker, Karl (1986): *Bäuerliches Leben in der Oststeiermark seit 1848: Band I*, Wien.
- Kaser, Karl; Stocker, Karl (1987): *Bäuerliches Leben in der Oststeiermark seit 1848: Band II*, Wien.
- Kaser, Karl; Stocker, Karl; Vreca, Beatrix (2003): Vom Selbstversorger zum Nebenerwerbslandwirt. Das Südoststeirische Flach- und Hügelland. In: Bruckmüller, Ernst; Hanisch, Ernst; Sandgruber, Roman (Hgs.): *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert*, Ueberreuter, Wien: 299-361.
- Kastner, Thomas; Erb, Karl-Heinz; Haberl, Helmut (2015): Global Human Appropriation of Net Primary Production for Biomass Consumption in the European Union, 1986–2007, *Journal of Industrial Ecology*, February 1, 2015.
- Latour, Bruno (1991): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Moschitz, Heidrun; Oehen, Bernadette und Rossier, Raphaël (2015): Anteil von Lebensmitteln regionalen Ursprungs am Gesamtverbrauch der Stadt Freiburg. Studie des Forschungsinstituts für biologischen Landbau, Frick (Schweiz).
- Polanyi, Karl (1977, urspr. 1944): *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Übersetzt von Heinrich Jelinek, Europaverlag, Wien.
- Puig de la Bellacasa, Maria (2015): Making time for soil. Technoscientific futurity and the pace of care, *Social Studies of Science*, 45 (5), 691-716.

- Statista (2020). *Anteil des ökologischen Landbaus in Österreich nach Bundesland im Jahr 2019*.
<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/997077/umfrage/bio-anteil-der-landwirtschaftlichen-nutzflaeche-in-oesterreich-nach-bundesland/>, abgerufen am 11.08.2020
- Statistik Österreich (2016a). *Agrarstrukturerhebung 2016. Land- und forstwirtschaftliche Betriebe in Österreich 1951-2016*:
 Abgerufen am 25.11.2020 von
http://www.statistik.gv.at/web_de/statistiken/wirtschaft/land_und_forstwirtschaft/agrarstruktur_flaechen_eraege/betriebsstruktur/index.html
- Statistik Österreich (2016b). *Agrarstrukturerhebung 2016. Land- und forstwirtschaftliche Arbeitskräfte in Österreich 1951-2016*:
 Abgerufen am 25.11.2020 von
http://www.statistik.gv.at/web_de/statistiken/wirtschaft/land_und_forstwirtschaft/agrarstruktur_flaechen_eraege/arbeitskraefte/index.html
- Statistik Österreich (2016c). *Agrarstrukturerhebung 2016. Betriebe und Gesamtfläche in Gegenüberstellung zu 2005, 2007, 2010, 2013 und 2016 nach Bundesländern*:
 Abgerufen am 25.11.2020 von
http://www.statistik.gv.at/web_de/statistiken/wirtschaft/land_und_forstwirtschaft/agrarstruktur_flaechen_eraege/betriebsstruktur/index.html
- Van der Ploeg, Jan Douwe (2018): *The New Peasantries: Rural Development in Times of Globalization*, Routledge, Oxon, New York.
- Vogt, Gunter (2000): *Entstehung und Entwicklung des ökologischen Landbaus im deutschsprachigen Raum*, Stiftung Ökologie und Landbau, Bad Dürkheim.
- Welter-Enderlin, Rosemarie; Hildenbrand, Bruno (2006): *Resilienz. Gedeihen trotz widriger Umstände*, Carl-Auer Verlag, Heidelberg.
- Welter-Enderlin (2006): *Wie aus Familiengeschichte Zukunft entsteht*, Carl-Auer Verlag, Heidelberg.
-
- Anders, Kenneth (2018): Versuch über die Freiheit im Raum. Warum wir Diskurse über die Landschaft brauchen. In: Holl, Christian; Nowak, Felix; Vöckler, Kai; Cachola Schmal, Peter (Hgs.): *Living the Region. Rhein-Main – Die Region leben. Ausstellungskatalog*, Wasmuth Verlag, Tübingen: 60-65
- Bauer, Johann (1990): *Natur und Landschaft*. In: Liebhart, Wilhelm: *Nesselwang – Ein historischer Markt*, Sigmaringen, 11-32.
- Benjamin, Walter (1935/2013): *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. In: ders.: *Werke und Nachlass. Kritische Gesamtausgabe. Bd.16: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Suhrkamp, Berlin: 96-141.
- Berger, Peter; Luckmann, Thomas (1980): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Fischer Verlag, Frankfurt am Main.
- Debord, Guy (1996): *Die Gesellschaft des Spektakels*, Edition Tiamat, Berlin.
- Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (1992): *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*, Merve Verlag, Berlin.
- Derrida, Jacques; Dufourmantelle, Anne (2015): *Von der Gastfreundschaft*, Passagen Verlag, Wien.
- Dürkheim, Graf Karlfried von (2005): *Untersuchungen zum gelebten Raum, Natur-Raum-Gesellschaft*, Frankfurt am Main.
- Europarat (2000): *Europäische Landschaftskonvention*, Florenz 20.10.2000.
- Führ, Eduard (2004): *Denken im Bestand. Zur Praxis der Architekturtheorie*, Materialverlag, Hamburg.
- Hahn, Achim (Hg.) (2012): *Erlebnislandschaft – Erlebnis Landschaft? Atmosphären im architektonischen Entwurf*, transcript verlag, Bielefeld.
- Heidegger, Martin (1927/2006): *Sein und Zeit*. 19. Auflage, Max Niemeyer Verlag, Tübingen.
- Ipsen, Detlev (2006): *Ort und Landschaft*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Janson, Alban; Wolfrum, Sophie (2019): *Die Stadt als Architektur*, Birkhäuser, Basel-Boston-Berlin.
- Lefebvre, Henri (1968): *Le droit à la ville*, Éditions Anthropos, Paris.
- Lefebvre, Henri (1972): *Die Revolution der Städte*, Syndikat, Frankfurt am Main.
- Lefebvre, Henri (2001): *Préface*. In: Henri Raymond, Nicole Haumont, Marie-Geneviève Dezès u.a.: *L'habitat pavillonnaire*. Paris.
- Lefebvre, Henri (1973): *Toward an Architecture of Enjoyment by Henri Lefebvre*, edited and with an introduction by Lukasz Stanek, translated by Robert Bononno. University of Minnesota Press, Minneapolis-London.
- Lefebvre, Henri (1974): *Kritik des Alltagslebens*, Fischer-Taschenbuch Verlag, München.

- Lefebvre, Henri (1977): Die Produktion des städtischen Raums. In: *Arch+*, Band9 (1977), Heft 34, 52-57, gekürzt reproduziert in *AnArchitektur*, Band 1 (2002), 4-20.
- Lefebvre, Henri; Nicholson-Smith, Donald (1991): *The production of space*, Blackwell Publishing, Oxford.
- Loderer, Benedikt (2014): *Die Landesverteidigung, eine Beschreibung des Schweizerzustands*, Edition Hochparterre, Zürich.
- LNV Ministerie van Landbouw, Natuur en Voedselkwaliteit (1992): *Nota Landschap. Regeringsbeslissing visie landschap*. Ministry of Agriculture, Nature Management and Fisheries, The Hague.
- Maak, Niklas (2017): *Das Fremde schafft uns ein Zuhause*, In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 01.08.2017
- Marx, Karl (1957): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, erster Band*, Kröner, Stuttgart.
- Marx, Karl (1932): *Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahr 1844 (Pariser Manuskripte)*, MEW Abteilung 1. Bd. 3. Berlin: 29–172.
- Oldenburg, Ray (1991): *The great good place. Cafes, coffee shops, community centers, beauty parlors, general stores, bars, hangouts and how they get you through the day*, Paragon House, New York.
- Oldenburg, Ray (2001): *Celebrating the third place. Inspiring stories about the «great good places» at the heart of our communities*, Marlowe & Company, New York.
- Pinson, Daniel (1999): *Moderne Architektur. Ausführungen zum besseren Verständnis. Anregungen zum Nachdenken*, BLT Domino, Bergisch Gladbach.
- Ronneberger, Klaus (2011): *Henri Lefebvre und die Frage nach der Autogestion*. URL: http://wiki.rechtaufstadt.net/index.php?title=Henri_Lefebvre_und_die_Frage_der_Autogestion&action=history, Zugriff am 12.02.2020
- Schmid, Christian (2010): *Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*, Franz Steiner, 2. Auflage, Stuttgart.
- Schmölz, Michael (2013): *Gebrauchsallgäu – Charakterstudie einer Landschaft*, Masterarbeit im Masterstudiengang Urbanistik - Landschaft und Stadt, Technische Universität München.
- Schmölz, Michael (2018): *Zum Gebrauchswert einer Landschaft*. In: Schöbel, Sören (Hg.): *Landschaftsvertrag. Zur kritischen Rekonstruktion der Kulturlandschaft*, Jovis Verlag, Berlin: 207-230.
- Schöbel, Sören (2012). *Wind Energie und Landschaftsästhetik. Zur Landschaftsgerechten Anordnung von Windfarmen*, Jovis Verlag, Berlin.
- Schöbel, Sören (Hg.) (2018): *Landschaftsvertrag. Zur kritischen Rekonstruktion der Kulturlandschaft*, Jovis Verlag, Berlin.
- Schöbel, Sören; Schmölz, Michael; Schäfer, Julian (2019): *Landschaftskonzepte Oberpfälzer Seenland. Dokumentation, Synopse und Empfehlungen zu Nachfolgenutzungen im ehemaligen Braunkohletagebauegebiet – Abschlussbericht*, Technische Universität München.
- Spitthöver, Maria (2010): *Zur Relevanz des Gebrauchswerts von Freiräumen*. In: Harth, Annette; Scheller, Gitta (Hgs.): *Soziologie in der Stadt- und Freiraumplanung. Analysen, Bedeutung und Perspektiven*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden: 363-380.
- Stanek, Łukasz (2014): *Toward an Architecture of Enjoyment*, University of Minnesota Press, Minneapolis: xi-lxi.
- Stanek, Łukasz (2014): *Toward an Architecture of Enjoyment by Henri Lefebvre*. in: *Artforum*, URL: <https://www.artforum.com/print/201404/henri-lefebvre-introduction-by-lukasz-stanek-45759>, Zugriff am 10.02.2020
- Schulze, Gerhard (1992): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Campus Verlag, Frankfurt a. Main.
- Vitruv (2019): *Zehn Bücher über Architektur*, 7. Auflage, Anaconda Verlag, Köln.
- Wagner, Kirstin (2017): *Hermeneutiken des Gebrauchs – Zur Sichtbarkeit des Lebens*, In: Feldhusen, Sebastian; Poerschke, Ute (Hgs.): *Theorie der Architektur*, Birkhäuser, Berlin-Basel: 410–433.
- Wagner, Kirstin (2017): *Ornamente des Gebrauchs. Aneignungsformen von Architektur und ihre Aufzeichnung*. In: Ammon, Sabine; Baumberger, Christoph; Neubert, Christine; Petrow, Constanze (Hgs.): *Architektur im Gebrauch: Gebaute Umwelt als Lebenswelt*, Berlin 2017: 72-103.